

PAUL STÄMPFLI

*Im  
Deutschland  
zum Tode  
verurteilt*

TATSACHENBERICHT EINES SCHWEIZERS

EUROPA VERLAG ZÜRICH

---

---

**I**n diesem Buch schildert der Verfasser seine Erlebnisse in Deutschland, und zwar vom Tage seiner Verhaftung bis zu seiner Rückkehr in die Schweiz Ende Oktober 1943. Drei Monate befand sich unser Landsmann in Berlin in Untersuchungshaft, und nachher wurde er vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. *Sechzehn* Monate, an den Händen gefesselt, erwartete er täglich, oft stündlich seine Hinrichtung.

Während dieser Zeit hatte der Autor Gelegenheit, mit unendlich vielen Todeskandidaten zusammenzukommen, aus ihrem Leben zu hören — aber auch zu sehen, wie sie aus dem Leben scheiden mußten. Weit über sechstausend Männer aller Nationen sind an ihm vorbei den Weg zum Fallbeil gegangen!

Möge dieser Tatsachenbericht dazu dienen, den vielen Ahnungslosen und Gleichgültigen in der Welt, die bis heute noch nicht begriffen haben, welche unschätzbaren Güter die demokratischen Freiheiten darstellen, die Augen zu öffnen — diese Wirkung erhofft der Autor mit der Veröffentlichung seines Tatsachenberichtes.

EUROPA VERLAG ZÜRICH / NEW YORK

PAUL STÄMPFLI

**IN DEUTSCHLAND  
ZUM TODE VERURTEILT**

**Tatsachenbericht eines  
Schweizers**

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1945 by Europa Verlag AG, Zürich  
Schutzumschlag: Rolf Bangerter  
Druck: Buchdruckerei Büchler & Co. Bern  
Printed in Switzerland

Eingescannt mit [OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

## Vorwort

Im nachfolgenden Bericht habe ich meine Erlebnisse in Deutschland, vom Tage meiner Verhaftung am 31. März 1942 durch die Gestapo in Berlin bis zu meiner Rückkehr in die Schweiz, am 29. Oktober 1943, in kurzen und nüchternen Zügen niedergeschrieben. Drei Monate befand ich mich in Untersuchungshaft und wurde dann vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Sechzehn Monate erwartete ich täglich, oft stündlich, meine Hinrichtung.

Ich bin weder ein Schriftsteller noch ein Politiker, sondern nur ein einfacher Kaufmann. Als solcher reiste ich nichtsahnend nach Deutschland. Das deutsche Volk hatte ich bisher wegen seines Fleisses und seiner Tüchtigkeit geschätzt und hochgeachtet. Nie hätte ich geglaubt, dass solch furchtbare Dinge, die ich während den neunzehn Monaten erlebte, in einem zivilisierten Lande möglich wären.

Möge mein Tatsachenbericht dazu dienen, den vielen Ahnungslosen und Gleichgültigen in der Welt, die bis heute noch nicht begriffen haben, welche unschätzbaren Güter die demokratischen Freiheiten, die Menschenwürde

und ein Rechtsstaat darstellen, die Augen zu öffnen!

*Der Verfasser.*

## *Meine Verhaftung in Berlin*

Seit einigen Jahren stand ich mit Oberst V., der in **Berlin** eine grosse Stahlgiesserei besass, in geschäftlichen Beziehungen. Oberst V. diente im letzten Weltkrieg als Fliegeroffizier, zusammen mit Göring und Udet, im Geschwader Richthofen. In diesem Kriege war er dem Luftfahrtministerium zugeteilt. Er war ein intimer Freund von Rudolf Hess, dem Stellvertreter des Führers. Nach der abenteuerlichen Flucht von Rudolf Hess nach England gerieten die nächsten Freunde von Hess in den Verdacht, ebenfalls in Opposition gegen die Kriegführung Hitlers zu stehen. Auch die fernstehenden Bekannten und Freunde des Kreises Hess wurden verdächtigt.

Diese Zusammenhänge erkannte ich allerdings erst nach meiner Verhaftung. Hätte ich früher klarer gesehen, so wäre ich nicht nach Berlin gereist. Als unpolitischer Mensch mass ich der Flucht von Rudolf Hess nach England keine grosse Bedeutung bei. Ich sah damals noch nicht, dass diese Flucht den ersten grossen Riss im Gebäude des nationalsozialistischen Grossdeutschlands darstellte. Vor allem aber konnte ich in jener Zeit, wo die Deutschen auf dem Gipfel ihrer militärischen Machtentfaltung und Siege standen, nicht daran glauben, dass bereits in den führenden Kreisen eine Krise vorhanden

war und dass mit einem unvorstellbaren Terror versucht wurde, jegliche Opposition auszutilgen.

Hingegen verstand ich nach meiner Rückkehr in die Schweiz im Herbst 1943 sehr gut, als gemeldet wurde: «Oberst V. ist im Flugzeug abgestürzt...», was dies in Wirklichkeit bedeutete.

Der Zweck meiner Reise nach Berlin war der Abschluss eines Vertrages mit der Firma V. über die Verwertung eines Stahlveredlungsverfahrens. Da sich die schriftlichen Verhandlungen schon längere Zeit hingen, wurde meine persönliche Anwesenheit in Berlin notwendig. Zudem drängte mich mein schweizerischer Geschäftspartner, die Reise recht bald zu unternehmen. Es verstrich sehr viel Zeit, bis ich mein Visa vom deutschen Konsulat erhalten konnte. Man zog über mich durch die Gestapo<sup>7</sup> die ja nicht nur in Deutschland, sondern über alle Länder ihre Netze gesponnen hatte, Erkundigungen ein. Erst nach 2½ Monaten konnte ich das Visa für die Reise nach Berlin erhalten. Mein Geschäftspartner wurde viel zuvorkommender behandelt, er erhielt die Einreisebewilligung schon nach wenigen Tagen.

Am Nachmittag des 27. März 1942 passierte ich im **Badischen Bahnhof in Basel** die Zollposten. Von der schweizerischen Zollkontrolle wurde ich in einen Raum geführt und dort peinlich genau untersucht, ich musste mich ganz ausziehen, und die Beamten durchsuchten alles, was ich auf mir trug. Merkwürdigerweise wurde der mit mir reisende Geschäftspartner nicht der gleichen Prozedur unterworfen, sondern konnte unbehelligt passieren. Es sah so aus, als wäre ich bei den schweizerischen Polizeiorganen als ein Agent des Dritten Reiches denun-

ziert worden, obwohl dafür auch nicht der geringste Grund vorlag. Den deutschen Zollposten passierte ich ohne genauere Kontrolle.

Das Vorgehen der schweizerischen Behörden hatte mich sehr beunruhigt; denn ich bekam das unangenehme Gefühl, dass irgendetwas nicht in Ordnung war und jemand gegen mich Schlechtes im Schilde führte. Darum zögerte ich noch einen Moment, den D-Zug nach Berlin zu besteigen. Mein Geschäftspartner verstand es, mich zu beruhigen und meine aufsteigenden Zweifel und Befürchtungen zu zerstreuen. So bestieg ich schliesslich den Zug. Die vielen Reiseindrücke verscheuchten bald die Erinnerung an das unangenehme Intermezzo am Grenzposten. Ich ahnte damals nicht, dass der Zug mich dem Verderben immer näher entgegenführte.

---

Am 28. März 1942, morgens 9 Uhr, fuhr unser Zug in den Potsdamer Bahnhof ein. Berlin war damals noch keine bombardierte Stadt. Es herrschte wie immer geschäftiges Treiben. Wären nicht die vielen Uniformen gewesen, so hätte man kaum etwas vom Kriege verspürt. Wohl hatte der vergangene kalte Winter an der Ostfront kleinere Rückschläge gebracht; doch alle Deutschen waren felsenfest davon überzeugt, dass der kommende Sommer die deutschen Armeen zu neuen Siegen – wahrscheinlich zum Endsieg – führen werde. Diese Siegeszuversicht und das Vertrauen auf die Führung des Reiches hörte man im Zuge, auf der Strassenbahn und in der Untergrundbahn aus allen Gesprächen der Reisenden heraus. Zusammen mit meinem Geschäftspartner bezog ich im Hotel «Stadt Halle» an der Wilhelmstrasse ein Doppelschlafzimmer. Sofort setzte ich mich mit der Firma des



Obersten telephonisch in Verbindung und vereinbarte noch am gleichen Vormittag mit dessen leitendem Direktor eine erste Zusammenkunft. Direktor B. war gegen mich sehr zuvorkommend. Er lud mich auf den nächsten Tag, einen Sonntag, zum Mittagessen ein, und wir bummelten dann am Nachmittag durch Berlin.

Am Montag traf ich Oberst V. Wir besprachen die geschäftlichen Dinge durch und verabredeten auf Dienstagmorgen eine neue Zusammenkunft, an welcher der Vertrag unterzeichnet werden sollte. An der gleichen Sitzung sollte zudem die Vertretung einer holländischen Firma teilnehmen, da ich von dieser schon früher einen grossen Uhrenauftrag für die Schweiz bekommen hatte und die Devisenfragen noch zu regeln waren. Ich begab mich in bester Laune in das Hotel und war sehr erfreut darüber, dass sich die geschäftlichen Besprechungen so rasch und reibungslos abgewickelt hatten. Der Abschluss der Verträge, sowohl mit der Firma V. als auch mit der holländischen Firma, bedeutete für mich einen grossen finanziellen Erfolg.

Am Dienstagmorgen, den 31. März 1942, Punkt 7 Uhr, läutete das Telephon in unserm Schlafzimmer. Ich wurde verlangt. Der Portier telephonierte, es sei Besuch für mich da, man wolle mich sofort sprechen. Kurz darauf klopfte das Zimmermädchen an die Schlafzimmertür und rief meinen Namen.

«Ja, was ist los?»

«Zwei Herren sind da und wünschen Sie sofort zu sprechen.»

«Ich komme sofort!»

Ich stand auf und zog rasch meine Kleider an und öffnete die Türe. Draussen waren zwei Herren, denen man von weitem die Polizeibeamten ansah. Sie legitimierten sich als Gestapo-Inspektoren. Höflich aber bestimmt sagten sie zu mir:

«Ziehen Sie sich fertig an, und kommen Sie sofort mit!» Etwas aufgeregt zog ich mich fertig an und machte mich bereit, den beiden Gestapo-Inspektoren zu folgen. Mein Handkoffer und meine Aktentasche wurden im Hotelzimmer zurückgelassen.

Mein Geschäftspartner blieb völlig unbehelligt. Ja die Gestapo-Leute fragten nicht einmal nach seinen Personalien. Mit meinen Geschäftspapieren und übrigen persönlichen Sachen blieb er zurück. Erst später dämmerte mir auf, dass er bei meiner Verhaftung eine düstere Rolle gespielt hatte. Jedenfalls war es ihm gelungen, nach meiner Verhaftung den ganzen finanziellen Ertrag meiner geschäftlichen Transaktionen in seine Tasche zu leiten. Unser Weggang vom Hotel erregte kein grösseres Aufsehen, da es noch sehr früh war und man sich zudem offenbar an die Besuche der Gestapo bereits gewöhnt hatte. Die Gestapo-Beamten nahmen mich in die Mitte. Wir bestiegen die Strassenbahn und fuhren nach dem Alexanderplatz, zum Alexander-Gefängnis. Schon unterwegs wurde ich von den beiden Beamten in ein Kreuzverhör genommen, und sie versuchten, durch plötzliche, verfängliche Fragenstellungen mich in Widersprüche zu verwickeln.

«Zu welchem Zwecke waren Sie so oft in Paris?» fragte der eine von ihnen.

«Ich war während des Krieges nur einmal in Paris; früher war ich allerdings sehr oft geschäftlich dort.» «Wieso waren Sie so oft in Hamburg?» fragte mich der andere.

«Ich war nur ein einziges Mal in Hamburg, und das war vor etwa zwanzig Jahren.»

So ging es weiter, bis wir im Alexander-Gefängnis ankamen.

### *Im Kreuzverhör der Gestapo*

Ich wurde in eine Einzelzelle gebracht, die klein und primitiv war und in der sich weder ein Tisch noch ein Stuhl befand. Die Zelle mass in der Länge ungefähr zwei Meter fünfzig und in der Breite einen Meter vierzig. Mir wurde mein Geld, Uhr und Ring, überhaupt alles, was ich auf mir trug, abgenommen. Die Behandlung durch die Aufsichtsbeamten fand ich damals brutal; doch meine spätem Erfahrungen lehrten mich, dass diese Beamten noch verhältnismässig human und harmlos waren. Zum Essen stand mir eine verrostete Emailschüssel zur Verfügung. Mich packte jedesmal der Ekel, wenn ich daraus die Kaffee- oder Suppenbrühe löffelte.

Sofort nach meiner Einlieferung in das Gefängnis nahm man mich ins Verhör. Die beiden Gestapo-Beamten, die mich verhaftet hatten, führten auch das Verhör durch. Sie hatten ein ganzes Dossier vor sich, welches ein deutsches Konsulat in der Schweiz über mich zusammengetragen hatte. Es befand sich darin von deutschen Spionen in material, mit dem man versuchte, mir einen Strick zu drehen. Bald erschien noch ein dritter Gestapo-Inspektor, der seine beiden Kollegen sekundierte. Mitten im Verhör fragte mich plötzlich einer der Inspektoren:

«Wissen Sie eigentlich, wo Sie sich befinden?»

«Ja, im Alexander-Gefängnis.»

Darauf antwortete der Gestapo-Mann mit einem zynischen Lächeln:

«Sie befinden sich im grössten Spionage-Büro Europas!»  
Mit diesen Methoden versuchte man offensichtlich, mir Angst einzuflössen.

Mit den Beschuldigungen, die man mir vorhielt, wollte man mich mit einem schweizerischen Offizier, der als deutscher Spion von der schweizerischen Militärjustiz verhaftet und später zum Tode verurteilt, worden war, in Verbindung bringen. Dieser Spion war mit der Schwester eines höhern Beamten des gleichen Konsulates, das gegen mich das Belastungsmaterial gesammelt hatte, verheiratet. Ich konnte nachweisen, dass ich diesen Mann in meinem ganzen Leben noch nie gesehen hatte. Hingegen erinnerte ich mich, dass mein Geschäftspartner, der mich nach Berlin begleitet hatte, ein Freund dieses Spions war und vor ungefähr drei viertel Jahren versucht hatte, mich mit ihm zusammenzubringen. Eine Zusammenkunft hatte jedoch nie stattgefunden. Mein Geschäftspartner wurde am 3. April 1942 ebenfalls von der Gestapo verhört, doch sofort wieder freigelassen. Wie ich nach meiner Rückkehr in die Schweiz im November 1943 feststellen konnte, hatte sich dieser meine Aktenmappe – offenbar mit Wissen der Gestapo – angeeignet; eine Rückgabe ist bis zur heutigen Stunde nicht erfolgt. Während des Verhörs wurde ich in meiner Auffassung bestärkt, dass mein Geschäftspartner aus finanziellen Gründen wesentlich zu meiner Verhaftung beigetragen hatte und mich belastete, um meine Partnerschaft los zu werden. Nach seiner Rück-

kehr in die Schweiz streute er überall das Gerücht aus, ich sei bereits hingerichtet worden, um meine geschäftlichen Verbindungen für sich ausnützen zu können.

Ich verlangte während des Verhörs, dass ein schweizerischer Geschäftsfreund in Deutschland als Zeuge ange-rufen werde. Dies ist abgelehnt worden. Eine Konfronta-tion oder auch nur eine Einvernahme dieses Schweizers, der in der Lage gewesen wäre, die gegen mich erhobenen Anschuldigungen zu widerlegen, fand weder während der Untersuchung durch die Gestapo noch später vor dem Volksgerichtshof statt.

Das aufreibende Kreuzverhör dauerte drei volle Tage. Als ich bereits dem Zusammenbruch nahe war, unterzeichnete ich ein Protokoll, ohne mir der Tragweite von dessen Inhalt bewusst zu sein. Das war am Tage vor dem Kar-freitag. Die Intervention eines Ministeriums sowie der Firma V. zu meinen Gunsten kam leider einige Stunden zu spät, ansonst auf die Erstellung eines Protokolls ver-zichtet worden wäre. Mit der Unterzeichnung des Proto-kolls hatte ich mich selbst rettungslos den Händen der Gestapo ausgeliefert. Das merkte ich allerdings erst später. Das lange Kreuzverhör und die düstere Umgebung des Gefängnisses machten auf mich einen niederschmetternden Eindruck. Der Weg vom Büro, in dem ich einver-nommen wurde, führte durch drei oder vier mit Eisen-gittern und Eisentüren abgeriegelte Gänge zu einem Sei-tenflügel, wo sich die Einzelzellen befanden. Das letzte Abschlusstor vor dem Einvernahmebüro war mit einer Sonderwache versehen, die nicht nur die Gefangenen, sondern auch die Gestapo-Beamten kontrollierte. Auf meiner Abteilung waren wir alles politische Gefangene.

In der Zelle zu meiner Rechten befand sich ein älterer evangelischer Pfarrherr aus Berlin-Dahlem. Zur Linken war ein uns Schweizern wohlbekannter deutscher Philosophie-Professor eingesperrt. Wiederholt erzählte mir dieser von seinen Radiovorträgen, die er seinerzeit in Zürich und Bern gehalten hatte.

Meine letzte Einvernahme durch die Gestapo erfolgte am 8. April, am Mittwoch nach Ostern. Von dem die Einvernahme leitenden Oberassistenten wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass meine Entlassung durch den Polizeirichter erfolgen könne, dem ich noch im Verlauf der nächsten Tage vorgeführt werde. Damit sei dann die Angelegenheit erledigt.

Der Oberassistent teilte mir ferner mit, dass bei den massgebenden Stellen in Berlin lauter ausgezeichnete Auskünfte über meine Person eingelaufen seien. Die Sekretärin, die das Protokoll schrieb, bemerkte mit freundlichem Lächeln zu mir:

«Sie müssen sich gar nicht beunruhigen, wenn Sie vor den Polizeirichter kommen. Dort geht sicher alles in bester Ordnung.»

So verliess ich den Oberassistenten mit grossen Hoffnungen auf meine baldige Freilassung. Ich rechnete mit Bestimmtheit damit, in einigen Tagen wieder entlassen zu werden.

Mein Aufenthalt im Alexander-Gefängnis dauerte bis am 16. April. Nach meiner letzten Einvernahme sah ich niemanden mehr von der Gestapo. Obwohl ich bestimmt auf meine baldige Freilassung hoffte, war die Haft dennoch eine Qual für mich. Langsam, unendlich langsam verrannen die Minuten, die Stunden und die Tage. Am

*A 2 76 Bz. 264*

709.Gs.624.42.

B e s c h l u s s .

In der S t r a f s a c h e  
gegen  
S t ä m p f l i

Untersuchungshaftanstalt Lehrter Straße in Berlin	
* 29. MAI 1942 *	
Tagb. Nr.	<i>Cross</i>
Anlage	

wird der Haftentlassungsantrag des Beschuldigten  
S t ä m p f l i vom 9. Mai 1942 zurückgewiesen, da die  
Gründe, die zum Erlass des Haftbefehls geführt haben,  
fortbestehen.

Er ist dringend des fortgesetzten Verbrechens  
gegen § 90 St.G.B. verdächtig und nach der Auskunft  
des Gefängnisarztes vom 21. Mai 1942 haftfähig.

Entlassung gegen Sicherheitsleistung wird  
abgelehnt.

Berlin, den 22. Mai 1942.

NW.40, Turmstrasse 91.

Das Amtsgericht Berlin, Abteilung 709.

gez. B r a u n ,  
Landgerichtsrat.

+++++

Ausgefertigt.



*Cross*

,Justizangestellter,

als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle  
des Amtsgerichts Berlin.

An Herrn Paul Stämpfli  
durch den Herrn Leiter der Untersuchungshaftanstalt  
in Berlin NW.40,  
Lehrter Straße 3.



schlimmsten waren die Nächte. Meist war es unmöglich, während der Nacht längere Zeit zu schlafen. Gewöhnlich trafen nach Mitternacht neue Gefangenentransporte ein. Auf Lastwagen wurden diese Menschentransporte zugeführt. Zusammengepfercht, wie Vieh, das man in das Schlachthaus führt, sassen und lagen diese Menschen auf den Camions. Es waren alles Gefangene, die durch Razzien aufgegriffen und wegen irgendwelcher oppositioneller Äusserungen gegen das herrschende Regime verhaftet worden waren. Plötzlich wurde die Gefängnisstille durch die gellenden Angstschreie und Hilferufe dieser Gefangenen unterbrochen. Sie wurden beim Ausladen von der SS mit Schlägen und Fusstritten traktiert. Da ich zum erstenmal in meinem Leben solche Grausamkeiten aus nächster Nähe mitanhören und mit ansehen musste, wirkte das alles auf meinen seelischen Zustand niederdrückend.

Am 15. April nachmittags wurden mir von einem Polizeibeamten in einem grossen Briefumschlag mein Schweizer Reisepass, die Rückfahrkarte, Kreditbrief und alle in meinem Portefeuille befindlichen Briefe, Papiere und Visitenkarten überbracht. Auch meine Zündhölzer, überhaupt alle Kleinigkeiten, die mir bei der Verhaftung von der Gestapo abgenommen worden waren, wurden mir ausgehändigt. Nur das Geld und den Ring erhielt ich nicht mehr zurück. Der Polizeibeamte erklärte mir, dass ich morgen dem Polizeirichter, welcher sich im Alexander-Gefängnis befinde, vorgeführt werde. Der Polizeirichter könne mich dann günstigenfalls auch freilassen.

Donnerstag, den 16. April, wurde ich von meiner Einzelzelle in eine Gemeinschaftszelle mit fünfundzwanzig

andern Gefangenen überführt. In diesem kleinen Raume, der ausser einer Sitzgelegenheit für vier Personen weder Stühle noch Bänke aufwies, musste ich anderthalb Stunden, das heisst bis zu meiner Vorführung vor den Polizeirichter, ausharren. Die Luft war stickig und erdrückend. Eine Ventilation gab es nicht. Schon nach wenigen Minuten, da ich in diesem Raume war, fühlte ich, dass mir übel wurde. Seit einigen Jahren litt ich an einem Herzleiden, und das Eingesperrtsein in einem solchen geschlossenen Raum machte sich sofort bemerkbar. Trotzdem war ich fest entschlossen auszuharren, da ich bestimmt auf meine Freilassung durch den Polizeirichter hoffte.

In diesem Raume waren lauter politische Gefangene, die nach ihrer Vorführung vor den Polizeirichter den verschiedenen Gerichtshöfen zugewiesen wurden. Das Aussehen dieser Leute war verhältnismässig ordentlich, da ihre Inhaftierung erst kurze Zeit gedauert hatte. Mit einem Mann im Alter von achtundvierzig Jahren kam ich ins Gespräch. Er war Spezialist im Bau von Apparaten für Unterseeboote. Er wurde, als «politisch nicht ganz zuverlässig», von der Arbeit weg verhaftet, obwohl ihm keinerlei Vergehen bewusst war. Gleichzeitig hatte man auch seine Frau und sämtliche Angehörigen durch die Gestapo in Haft genommen. Diese Massnahme erfolgte, damit man bei einem Fluchtversuch des Verhafteten sofort an den Angehörigen hätte Repressalien ausüben können.

Endlich kam die Reihe an mich, und ich wurde vor den Polizeirichter geführt. Ausser ihm waren ein Gerichtschreiber und zwei Polizisten anwesend. Der Polizeirichter machte mir Vorhaltungen auf Grund des von einem

deutschen Konsulat in der Schweiz zusammengetragenen Belastungsmaterials. Gleichzeitig stützten sich seine Vorhaltungen auf das von der Gestapo aufgenommene Protokoll. Bevor ich antworten konnte, merkte ich, wie das im andern Raume schon verspürte Unwohlsein immer stärker wurde. Gleichzeitig fühlte ich heftige Schmerzen in der Herzgegend. Plötzlich verlor ich das Bewusstsein, es wurde Nacht um mich.

Als mein Bewusstsein zurückkehrte, erklärte mir ein Polizeimann, ich sei vom Stuhl gefallen und dann auf eine Bank gelegt worden. Meine Ohnmacht habe nahezu eine ganze Stunde gedauert. Als ich mich wieder besser fühlte, wollte ich zu den Vorhaltungen des Polizeirichters Stellung nehmen. Doch es wurde mir erklärt, die Zeit sei schon sehr vorgerückt, ich könne jetzt keine Aussagen mehr machen. Zugleich sagte man mir offen, ich werde sowieso noch nicht entlassen, und man müsse mich in das Untersuchungsgefängnis Moabit überführen. Gewissermaßen als Trost versprach mir der Polizeirichter, er werde dafür besorgt sein, dass ich in Moabit in eine Einzelzelle kommen werde. Damit war das Verhör vor dem Polizeirichter beendet, die mir von der Gestapo versprochene Freilassung war ins Nichts zerronnen.

Völlig betäubt und niedergeschmettert kehrte ich in den Warteraum zurück. Die übrigen Gefangenen waren überzeugt gewesen, ich würde freigelassen. Sie drückten mir ihr ehrliches Mitgefühl aus und versuchten, mich aus meiner Niedergeschlagenheit aufzurichten. Hier spürte ich zum erstenmal in meinem Leben, wie gerade in solchen Situationen die Kameradschaft und das Mitgefühl von Leidensgefährten eine unschätzbare moralische Hilfe

darstellen. Auch in meiner späteren Leidenszeit habe ich dann wiederholt erfahren, wieviel Kraft und Durchhalten-willen ein Gefangener gerade aus der Kameradschaft mit den übrigen Gefangenen schöpft. Ich hatte nicht mehr lange Gelegenheit, mit andern Inhaftierten im Warte-raum zu sprechen, denn bald holte man mich ab und brachte mich wieder in die Einzelzelle zurück.

Am gleichen Nachmittag erhielt ich den Besuch eines Arztes, der mich auf Infektionskrankheiten und Unge-ziefer untersuchte, da schon für den folgenden Morgen mein Abtransport in das Untersuchungsgefängnis vor-gesehen sei. Der Arzt versicherte mir tröstend, der Auf-enthalt im Gefängnis Moabit sei bedeutend erträglicher als im Alexander-Gefängnis. Es gebe dort in jeder Zelle Tisch und Stuhl, und auch das Essen sei besser. Hier im Alexander-Gefängnis war die «I.-G.-Farben-Brühe» oder «Chemiesuppe», wie die undefinierbare Brühe, die man täglich erhielt, von den Gefangenen genannt wurde, auch für einen gesunden Magen auf die Dauer unerträg-lich. Obwohl meine Zelle klein und primitiv war und die ganze Haft mir schwer zusetzte, befand ich mich gegen-über andern Gefangenen in einer Vorzugsstellung. Am schlimmsten litten jene zahllosen Opfer, die in einer Massenunterkunft untergebracht waren. In einer solchen Gemeinschaftszelle war der letzte Winkel am Fussboden mit Gefangenen belegt. Allen Gefangenen stand zur Befriedigung ihrer Notdurft ein einziger Kübel zur Ver-fügung. Die Folge war, dass die meisten Arretierten in ihrem eigenen Schmutz und im Schmutz ihrer Leidens-gefährten liegen mussten. Die Luft, die einem aus solchen Gemeinschaftszellen entgegenschlug, wenn man im Gang

vorbeigeführt wurde, war geradezu entsetzlich. Ich war auch Augenzeuge davon, wie man eine Gruppe weiblicher Gefangener, die in dem Labyrinth der Gefängnisgänge einen falschen Weg eingeschlagen hatte, behandelte. Zwei Gestapo-Beamte traktierten die Wehrlosen mit Faustschlägen und Fusstritten und warfen sie die Treppe hinunter. Da ich diesem Gewaltakt tatenlos zusehen musste, packte mich Empörung und Abscheu. Ich wusste allerdings damals noch nicht, welcher Grausamkeiten die Beamten eines Gewaltregimes in der Wirklichkeit fähig waren.

Obwohl ich sehr bestimmt mit meiner Freilassung gerechnet hatte und deshalb der Entscheid des Polizeirichters für mich einen Schlag bedeutete, war ich wieder hoffnungsvoll. Da die Gestapo so positiv von meiner Freilassung gesprochen hatte, glaubte ich immer noch, es sei durch irgendein Missverständnis eine Verzögerung eingetreten. In meiner Ahnungslosigkeit wusste ich damals noch nicht, welch zynisches Spiel bei der Gestapo mit mir gespielt wurde. Völlig ahnungslos schritt ich einer langen, furchtbaren Leidenszeit entgegen.

*Untersuchungsgefangener,  
angeschuldigt des «Landesverrats»*

In der Morgenfrühe des 17. April 1942 kam ich zusammen mit 25 andern Gefangenen in den Abgangsraum des Alexander-Gefängnisses. In zwei Gefangenen-Autos wurden wir nach Moabit, dem ältesten Berliner Gefängnis, überführt.

Nach dem Appell wurden elf der Gefangenen, darunter auch ich, als «politische Verbrecher» ausgeschieden. Die Gruppe bestand aus Dänen, Holländern, Belgiern, Österreichern. Die Schweiz war durch mich vertreten. Für uns «politische Verbrecher» wurde zunächst das Untersuchungsgefängnis Lehrterstrasse als Aufenthaltsort bestimmt. Wir wurden sofort mit dem Auto dorthin geführt. Die Einlieferung in die verschiedenen Abteilungen erfolgte nach den Anmerkungen des Polizeirichters im Alexander-Gefängnis. Auf meinen Begleitschriften war ein grosses «L» aufgedruckt. Das bedeutete «Landesverrat». Ferner trugen meine Schriften die Verfügung «Einzelhaft». Ich hatte geglaubt, der Polizeirichter habe die Verfügung «Einzelhaft» getroffen, um mir entgegenzukommen und nur auf meinen Gesundheitszustand Rücksicht zu nehmen. Von den Beamten des Gefängnisses Lehrterstrasse wurde diese Verfügung wesentlich anders ausgelegt. Man behandelte mich von der

ersten Stunde meiner Ankunft an als politischen Schwerverbrecher, den man als ganz gefährliches Subjekt vorsorglicherweise in einer Einzelzelle verwahren müsse. Das Untersuchungsgefängnis Lehrterstrasse setzt sich aus vier Flügeln mit je vier Abteilungen zusammen. Im sogenannten D-Flügel befanden sich nur Militärpersonen. Auch dieser Teil war vollständig überfüllt. Der Bestand an Gefangenen betrug in jedem Flügel zweihundertfünfzig bis dreihundert. Das Gebäude selbst war im Stil der alten englischen Gefängnisse gebaut und wies ziemlich geräumige Zellen auf. Hingegen waren die Zellen völlig verwanzt, auch mit anderm Ungeziefer reichlich verseucht. Die beiden mir zur Verfügung stehenden Wolldecken waren nur noch zwei aufgebrauchte Lumpen. Ich war deshalb sehr froh, dass ich meine Zivilkleider behalten durfte und nachts mich in meinen Wintermantel einwickeln konnte. Das Nachtlager bestand aus einem Eisengestell, das einer Apfelhürde nicht unähnlich war und mit einem Strohsack belegt war. Zur Verrichtung der Notdurft stand mir eine Steingutschüssel zur Verfügung. Die Leerung erfolgte je morgens und mittags. Je näher die warme Jahreszeit kam, desto lästiger wurde das Ungeziefer, desto stärker wurde auch der Gestank im Gefängnis. Ich war bald gezwungen, Tag und Nacht gegen das Ungeziefer, namentlich gegen die Wanzen anzukämpfen. Alle vierzehn Tage hatten die Gefangenen Gelegenheit, sich zu duschen. Es war jedoch völlig unmöglich, sich bei dieser Gelegenheit richtig zu waschen, denn die Badezeit war auf zwei Minuten beschränkt. Die Wachtleute konnten bei dieser Gelegenheit ihre ganze Brutalität gegenüber den Gefangenen zum Ausdruck bringen. Sie

May 15.  
**Dr. Otto Philipowski**  
Rechtsanwalt

Fernsprecher: 24 14 54

Postcheckkonto: Berlin Nr. 466 38  
Sprechstunden: Nachmittags 3—6 Uhr  
außer Mittwochs und Sonnabends



Mitgl. d. NSRB

Berlin W 50, den 7. Mai 1942.  
Prager Straße 15  
U-Bahnhof Nürnberger Platz  
Dr. P./St.

Herrn

Paul Stämpfli,  
z.Zt. Untersuchungsgefängnis

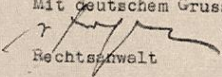
Berlin NW.40.  
Lehrterstr. 3

Sehr geehrter Herr Stämpfli!

Ich erhielt Ihre Karte vom 4. 5., mit der Sie mich um meinen Besuch bitten. Ich habe wegen der Sprecherlaubnis schon vor mehreren Tagen bei dem Volksgerichtshof Anträge gestellt. Die Strafakten waren aber inzwischen ~~ins~~vom Volksgerichtshof zum Reichskriegsgericht gesandt. Dieses hat sich für unzuständig erklärt und die Sache wieder an den Volksgerichtshof zurückgegeben. Aus diesem Grunde ist bezüglich der Bewilligung der Sprecherlaubnis eine gewisse Verzögerung eingetreten. Ich habe nunmehr mit dem zuständigen Beamten gesprochen. Mir ist mitgeteilt worden, dass nach Einholung der notwendigen Auskünfte unverzüglich über den Antrag auf Erteilung der Sprecherlaubnis entschieden wird.

Ich bitte Sie also sich wegen meines Besuches noch etwas zu gedulden.

Mit deutschem Gruss

  
Rechtsanwalt



gaben uns weder zum Ausziehen noch zum Anziehen genügend Zeit, brüllten die Gefangenen an und teilten oft auch Schläge aus.

Meine Zelle befand sich auf dem B-Flügel, wo die Schuhmacherei installiert war. In den Zellen wurde gearbeitet, und zwar sassen immer zwei bis drei Häftlinge zusammen. Ich war zu jener Zeit der einzige politische Schwerverbrecher mit «E», Einzelhaft. Die Inhaftierten waren gezwungen zu arbeiten, und zwar gleichgültig, ob es sich um junge oder alte Gefangene handelte. Es wurden Pantoffeln fabriziert. Diese Pantoffeln setzten sich aus den durch die Altstoffaktion gesammelten Lumpen und aus einer Kartonsohle zusammen. Leder oder richtigen Stoff gab es für diesen Zweck schon damals nicht mehr. Die fertigen Pantoffeln wurden drei- bis viermal wöchentlich durch Firmen im Gefängnis abgeholt.

Unter den Gefangenen waren alle Nationen Europas vertreten, und zwar von den Norwegern bis zu den Bulgaren. Sehr viele junge Franzosen befanden sich darunter, die nach Deutschland deportiert worden waren und die sich irgendeiner oppositionellen Äusserung gegen das nationalsozialistische Regime schuldig gemacht hatten. Es gab auch einige französische Offiziere, die sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden und die man wegen Bagatellen ins Gefängnis gesperrt hatte. Täglich trafen in grosser Zahl katholische Priester aus Belgien und Holland ein. Diese hatten von der Kanzel herab das Wort Gottes verteidigt gegen die Anmassungen und die Gewalt der Machthaber des Dritten Reiches. Unter allen diesen politischen Häftlingen befanden sich auch einige Gefangene, welche krimineller Delikte wegen eingesperrt wor-

den waren. Meistens handelte es sich aber um kleine Vergehen, wie Ankauf von Wertgegenständen aus Judenhänden oder Nichtanmeldung von Devisen. Auch einige deutsche Staatsangestellte und Beamte, die unter der Anklage von Schmierage standen, befanden sich unter uns. Diese kleinen Nazi erklärten wiederholt, sie hätten nur das getan, was die grossen Parteibonzen ständig tun, und sie waren erbittert, dass sich ausgerechnet an ihnen der alte Spruch bewahrheitete: «Die Kleinen hängt man, die Grossen lässt man laufen.»

Ein fünfunddreissig Jahre alter Bulgare erzählte mir, er befände sich bereits über ein Jahr in Untersuchungshaft und wisse bis zum heutigen Tage nicht warum. Immer sprach er von seiner Heimat und von seinen Angehörigen. Er war von starkem Heimweh geplagt, und wiederholt sah ich, wie er die Photographie seiner Frau und seiner Kinder küsste. Dieser Bulgare war gegen seinen Willen zum Arbeitsdienst nach Deutschland geschickt worden. In seinem Heimweh erlaubte er sich offenbar einige kritische Äusserungen gegenüber dem Nationalsozialismus. Dafür war er schon so lange eingesperrt und musste damit rechnen, dass eine schwere Strafe auf ihn wartete.

Auf den andern Abteilungen des Gefängnisses wurden Gummiboote repariert. Durch das Militär wurden gebrauchte und defekte Gummiboote in grosser Zahl dem Gefängnis zur Reparatur zugeführt. Im Souterrain eines jeden Flügels befanden sich ganze Berge von Gummibooten und von Altmaterial. Dieses Material verbreitete ständig einen üblen Geruch.

Im C-Flügel waren sehr interessante Gefangene untergebracht. Es handelte sich meistens um Deutsche aus dem

---

Osten, davon viele schon mehr als ein Jahr in Haft sassen, denen den Prozess zu machen man sich aber offenbar nicht getraute. Diese Deutschen waren in jenen polnischen Gebieten ansässig, die durch den deutschen Angriff auf Polen «befreit» wurden. Sie hatten ihre Antipathie gegenüber dem Nationalsozialismus kundgetan; statt befreit zu werden, landeten sie im Gefängnis. Ich möchte noch betonen, dass hier nur Deutsche mit rein arischer Abstammung waren. Wiederholt konnte ich aber vernehmen, dass sie auf diese Abstammung gar nicht stolz waren, sondern darüber schimpften, dass sie unter die Herrschaft des Dritten Reiches geraten seien.

Die täglich von den Gerichtshöfen verurteilten und am Abend zurückkehrenden Gefangenen wurden ebenfalls auf dem C-Flügel untergebracht. Nach ihrer Rückkehr und Verurteilung – Freigesprochene sah man keine – wurde diesen Leuten noch am gleichen Abend die Zivilkleidung weggenommen. Auch alle übrigen privaten Gegenstände mussten die Verurteilten abliefern. Sie wurden in Zuchthauskleider gesteckt. Diese Uniform bestand aus dünnem Baumwollstoff in Blau und Schwarz mit einem breiten, gelben Strich auf der Hose und einer gelben Armbinde. An Stelle von Schuhen gab es nur eine Holzsohle mit einem Riemen versehen. Der Abtransport dieser armen Verurteilten nach den Konzentrationslagern und Zuchthäusern erfolgte jede Nacht zwischen drei und vier Uhr. Oft stellten wir uns die Frage, warum diese Transporte in der Dunkelheit ausgeführt würden. Es ging auch das Gerücht unter den Gefangenen um, dass ein Teil dieser Verurteilten gar nicht Konzentrationslagern und Zuchthäusern zugeführt, sondern einfach beseitigt werde.

Aus diesem Grunde müssten die Transporte das Tageslicht scheuen.

Täglich gab es eine sogenannte Freistunde, das heisst eine halbe Stunde Rundgang im Gefängnishof. Der Rundgang wickelte sich in drei Kreisen ab. Der kleine Kreis durfte langsam gehen. Dort konnten nur solche Gefangene sich aufhalten, die vom Sanitärer einen Ausweis über irgendein Leiden besaßen. Dann kam ein grösserer Kreis und der grosse Kreis für die übrigen Gefangenen. Der Rundgang stand unter schärfster Bewachung, es war strengstes Redeverbot befohlen.

Am Sonntag war Gelegenheit geboten, die Kirche zu besuchen. Die Kapelle befand sich in einem Anbau des Gefängnisses und bot Platz für einige hundert Häftlinge. Manches harte Herz wurde hier erweicht, und mancher flehte in seiner Not Gott an. Ich habe oft während des Gottesdienstes beobachtet, dass Männer in Tränen ausbrachen. Die beiden Pfarrherren, welche abwechselungsweise den Gottesdienst besorgten, hielten immer wohl vorbereitete Predigten, die den hilfesusuchenden Gefangenen viel Kraft, Stärke und Mut spendeten. Die beiden Pfarrherren waren überzeugte, gottesfürchtige Christen, die vom Nationalsozialismus unbeeinflusst blieben. Allerdings sah ich auch viele Gefangene, die den Gottesdienst nur benutzten, um für eine Stunde die Zelle verlassen und allerlei Unfug treiben zu können. Es bestand während des Gottesdienstes die Gelegenheit, durch Flüstern, Austausch von Zettelchen und so weiter mit den Gefangenen der andern Flügel in Verbindung zu treten. Obwohl auch in der Kirche schärfste Bewachung bestand und das Redeverbot mit äusserster Strenge durchgeführt wurde, gab es

durch das nahe Beisammensein doch immer wieder eine Möglichkeit, Verbindungen mit andern Gefangenen anzuknüpfen. Wenn ich heute an einen solchen Sonntagvormittag in der Gefängniskirche zurückdenke, wenn vor meinem Geiste die vielen hundert Männer erscheinen, so frage ich mich oft: «Wer von diesen allen befindet sich wohl noch am Leben?» Die meisten von ihnen hofften auf Freispruch oder auf eine kurze Gefängnisstrafe, getilgt durch die Untersuchungshaft. So wie ich haben sie auch später erst die volle Grausamkeit des Nationalsozialismus kennen gelernt. Noch heute packt mich ein Grauen und Entsetzen, wenn ich denke, wie alle diese Menschen vernichtet worden sind.

Während Wochen und Monaten bat ich den Untersuchungsrichter am Volksgerichtshof in vielen schriftlichen Eingaben um meine Einvernahme. Die Antwort war jedesmal negativ. Ein Gesuch um bedingte Freilassung infolge meines Herzleidens wurde mit der Begründung abgelehnt, ich sei laut Untersuchungsbefund des Arztes für haftfähig erklärt worden. Tatsächlich fand überhaupt nie eine ernsthafte Untersuchung statt. Ich beantragte, auf meine Kosten einen Herzspezialisten für die Untersuchung und Behandlung zuzuziehen. Auch dieser Antrag wurde vom Oberreichsanwalt abgelehnt. Endlich erreichte ich mit vielen schriftlichen Eingaben die Zubilligung einer Untersuchung durch den Gefängnis-Oberarzt. Die Untersuchung konnte jedoch überhaupt nicht durchgeführt werden; denn es stellte sich heraus, dass die Pumpe und Armbinde sowie das nötige Messinstrument nicht funktionierten oder ganz unbrauchbar waren. Blutdruck und Puls wurden in dieser Unter-

suchung gar nicht geniessen. Eine andere Untersuchung hat nie stattgefunden, trotzdem ich eines Tages vor dem Sanitätslokal in Ohnmacht fiel und zum Gefängnisarzt hineingetragen werden musste. Ich hatte vor dem Sanitätszimmer mit andern Häftlingen unter der Aufsicht einiger Wachtbeamten Aufstellung genommen und brach nach längerer Wartezeit an einer Herzschwäche zusammen. Aber auch da wurde mir keinerlei Medizin verabreicht. Man setzte mich im Sanitätszimmer auf einen Stuhl, zog meinen Kragen aus und gab mir ein Glas Wasser. Dann legte der Arzt rasch seine Hand auf meine Eierzegend, um zu prüfen, ob das Herz noch schlage. Das war die ganze Untersuchung. Nach einer halben Stunde, als ich wieder auf den Beinen stehen konnte, wurde ich in meine Zelle zurückgeführt. Mit der zunehmenden warmen Witterung trat mein Herzleiden immer stärker auf, und nach vielen Eingaben und Bitten erreichte ich die Bewilligung für die Verabreichung von einigen Tropfen Medizin. Diese Behandlung dauerte genau acht Tage!

Samstag, den 30. Mai 1942, wurde mir mitgeteilt, dass ich am kommenden Montag nach dem Gefängnis Moabit geführt würde. Ein Grund für diese Überführung wurde nicht bekanntgegeben. Am Montag in der Morgenfrühe wurde ich mit dem Gefangenenauto nach Moabit gebracht und zusammen mit zehn andern Gefangenen in eine Zelle eingesperrt. Nach ungefähr anderthalb Stunden holte mich ein Wachtmeister und führte mich durch ein riesiges Labyrinth von Gängen. Nach zweimaliger Kontrolle, wo mein Name an zwei verschiedenen Kontrolltischen eingetragen wurde, brachte mich der Wacht-

meister in eine Zelle von genau einem Quadratmeter Grösse. Das war ein richtiger Kerker. Als Sitzgelegenheit war eine kleine Bank vorhanden. Die Höhe der Zelle betrug zirka fünf Meter, und an höchster Stelle war ein kleines Klappfenster, durch das ein wenig Licht eindrang. Da ich immer noch nicht wusste, warum ich hierher gebracht worden war, befand ich mich in grosser Unruhe. Gegen Mittag wurde ich abgeholt und einem Richter des Gefängnisses Moabit vorgeführt. Gleichzeitig erschien im Vorführungszimmer der Attaché M. von der Schweizer Gesandtschaft. Hier hatte ich Gelegenheit, mit diesem Beamten während etwa fünf Minuten das Allernotwendigste zu besprechen. Zuerst wollten wir uns im Schweizer Dialekt unterhalten, sofort wurden wir jedoch vom Untersuchungsrichter unterbrochen mit den barschen Worten: «Hier darf nur Schriftdeutsch gesprochen werden!» Dieser Untersuchungsrichter machte auch über das zwischen mir und dem Attaché geführte Gespräch auf einem Blatt Papier Notizen. Nach knapp fünf Minuten unterbrach er unser Gespräch mit der Bemerkung:

«Schluss! Ich habe heute noch Dringenderes zu tun als Ihrem Gespräch zuzuhören.»

Wie ich später erfuhr, war meine Gesandtschaft genötigt, für diese kaum fünf Minuten dauernde Audienz ein Bittgesuch an den Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof einzuleiten. Bis dieses Gesuch bewilligt wurde, verstrichen viele Wochen.

Den Rest dieses Tages musste ich mit andern Gefangenen in einer dunklen Abgangszelle verbringen, von wo ich dann am Abend mit dem Gefangenen-Auto wieder nach

meinem Untersuchungsgefängnis Lehrterstrasse zurückbefördert wurde.

Während der folgenden Wochen war täglich ein reichlicher Zu- und Abgang an Gefangenen festzustellen. Die katholischen Geistlichen aus Belgien, Holland und Nordfrankreich dominierten. Auch sah man immer häufiger französische Offiziere in Uniform. Während der Freistunde wurden die katholischen Geistlichen im Hofe zu einer besondern Gruppe zusammengefasst, und das Wachtpersonal veranstaltete mit ihnen Turnübungen. Die Nazi-Beamten haben mit sichtlicher Wollust die Geistlichen in ihren schwarzen Röcken herumkommandiert und herumgehetzt. Die ganze Wachtmannschaft sah diesem Schauspiel mit grinsenden Gesichtern und grosser Schadenfreude zu.

Unter den Untersuchungsgefangenen gab es solche, die schon achtzehn Monate in Haft sassen und noch nicht im Besitz einer Anklageschrift waren. Viele von ihnen kannten überhaupt den Grund ihrer Inhaftierung gar nicht.

Ich traf unter diesen Gefangenen viele Menschen mit grosser Herzensbildung, die im Zivilleben angesehene Stellungen eingenommen hatten. Viele von ihnen glaubten damals noch an ihren Führer: sie bauten auch noch auf die rechtlichen Grundsätze und sind erst später von der Willkür dieses Regimes überzeugt worden. Schon damals hatte die Rede des Führers, worin gesagt wurde, dass er jeden Richter, der in seinen Urteilen Milde walten lasse, persönlich zur Verantwortung ziehe, eine unheilvolle Wirkung ausgeübt, nicht nur auf den Volksgerichtshof und die gewöhnlichen Gerichte, sondern auch auf die ganze diensttuende Beamtschaft im Gefängnis.



## *Mein Verteidiger bringt Bonbon*

Verteidiger und Rechtsanwälte im nationalsozialistischen Deutschland sind ein Kapitel für sich. Die als Verteidiger zugelassenen Rechtsanwälte scheinen in sämtlichen Gefängnissen über ein gut funktionierendes Vermittlungssystem zu verfügen. Sie suchen persönlich jene Gefangenen auf, bei denen Geld verdient werden kann. Ich selbst wurde von einem Rechtsanwalt, der Mitglied des NSRB (Nationalsozialistischer Rechtsanwalt-Bund) war, aufgesucht und mit Bonbons geködert. Der Aussenstehende kann sich vielleicht nicht so leicht vorstellen, dass ein erwachsener Mensch sich mit Bonbons ködern lässt. Um das zu verstehen, muss man wissen, dass nach monatelanger Haft, Ungewissheit, Angst und Sorge der Widerstandswille jedes einzelnen Gefangenen sehr stark dezimiert wird. Nachdem man nur Schroffheit und Brutalität von Seiten der diensttuenden Beamten erlebt hatte, war man bereit, jedem Menschen, der einem freundlich begegnete, Vertrauen zu schenken.

Der Rechtsanwalt, der mir von einem Gefängnisbeamten und einem Inhaftierten empfohlen worden war, brachte mir schon bei seinem ersten Besuch eine grössere Anzahl Bonbons mit. Für mich war das eine seit langer Zeit nicht mehr gekannte Schleckerei und Vergünstigung. Er sagte mir auch, er habe diese Zuckerbonbons eingeschmuggelt,

und man würde ihn bestrafen, wenn die Gefängnisverwaltung davon Kenntnis erhalte. Ich fasste zu diesem Manne Vertrauen und glaubte, einen ernsthaften und tüchtigen Verteidiger gefunden zu haben. Leider bemerkte ich erst meinen Irrtum, als es zu spät war.

Der Verteidiger wusste, dass er für die Übernahme meiner Verteidigung zuerst die Bewilligung beim zuständigen Gerichtshof, in diesem Fall also beim Volksgerichtshof, einzuholen hatte. Bevor er jedoch diesen Schritt unternahm, wandte er sich an den Direktor der mit mir in Verbindung stehenden Berliner Firma, ohne mir von diesem seinem Vorgehen Kenntnis zu geben. Seine Absicht war vor allem, sich möglichst rasch Geld zu beschaffen. Die Firma lehnte es ab, dem Rechtsanwalt Geld vorzustrecken, weil sie diesem Verteidiger keinerlei Vertrauen schenkte. Schliesslich wurde ihm aber doch der verlangte Kostenvorschuss von der Gesandtschaft meines Heimatlandes ausgehändigt.

Erst einige Wochen später wurde ich vom Oberreichsanwalt benachrichtigt, dass die Wahl meines Verteidigers der Genehmigung des Präsidenten des zuständigen Senates des Volksgerichtshofes bedürfe, dessen Entscheid zunächst abgewartet werden müsse. Gleichzeitig teilte mir der Oberreichsanwalt mit, dass vor dieser Entscheid ein Besuch des Rechtsanwaltes bei mir nicht gestattet werde. Der Rechtsvertreter hatte also noch nicht einmal die Bewilligung beim Volksgerichtshof für die Übernahme meiner Verteidigung eingereicht. Was er getan hatte, war lediglich, sich den Kostenvorschuss zu verschaffen.

im Verlauf der Monate Mai und Juni 1942 bat ich mehrmals und dringend um eine Einvernahme durch den

Untersuchungsrichter. Diese Begehren wurden immer prompt und mit allerlei Ausreden abgelehnt. Die häufigste Ausrede war: «Die Akten sind zurzeit versandt.» Tröstend wurde dann beigefügt: «Nach ihrem Wiedereingang wird geprüft, ob eine richterliche Vernehmung erforderlich ist.» Mein Rechtsanwalt bemühte sich nicht weiter um mich.

Das Nichteintreffen der Rückspracheerlaubnis vom Volksgerichtshof war der Vorwand für sein Stillschweigen und sein passives Verhalten.

Am 8. Juli 1942 erhielt ich die Anklageschrift sowie in einem Schreiben die Mitteilung, dass die Hauptverhandlung angeordnet werde. Ferner wurde mir mitgeteilt: «Die Untersuchungshaft gegen den Angeklagten dauert aus den bisherigen Gründen fort.» Der Vorsitzende des Senates des Volksgerichtshofes hatte am 10. Juli 1942 meinem Verteidiger Sprecherlaubnis erteilt. Die Gerichtsverhandlung war auf den 21. Juli 1942 im Volksgerichtshof festgesetzt worden.

Am 13. Juli schrieb mir mein Verteidiger:

«Ich komme am Mittwoch oder Donnerstag zu Ihnen. Ich habe allgemeine Sprecherlaubnis. Ich bitte Sie, sich bis dahin zu gedulden. Sie erleiden bestimmt keinen Nachteil. Heil Hitler!»

Nachdem ich die Vorladung zur Hauptverhandlung erhalten hatte, beeilte ich mich, in einer Zusammenfassung alle für meine Verteidigung notwendigen Momente und Argumente schriftlich niederzulegen. Damit wollte ich meinem Verteidiger seine Arbeit erleichtern. Ich hatte längst gemerkt, dass ihm das Sprechverbot mit mir nur als Vorwand diene, um nichts in meinem Falle unter-

nehmen zu müssen. Zudem hatte ich auch erfahren, dass er neue Opfer für eingeschmuggelten Branntwein und Bonbons als Klienten fand.

Mein juristischer Verteidiger besuchte mich am Mittwoch im Untersuchungsgefängnis, wo ich Gelegenheit hatte, während fünfzehn Minuten mit ihm zu sprechen. Dabei überreichte ich ihm meine schriftliche Zusammenfassung für die Verteidigung. Auf den nächsten Tag wurde ein neuer Besuch verabredet, da mir dieser sogenannte Rechtsbeistand bald sagte, er habe heute nicht Zeit, sich intensiver mit meiner Sache zu befassen.

Die Unterredung am Donnerstag, den 16. Juli, begann mit der Bemerkung des Rechtsanwaltes, dass er für die Verteidigung am Volksgerichtshof einen weitem Kostenvorschuss von siebenhundert Reichsmark benötige, da eine derartige Verteidigung eine grosse Verantwortung bedeute. Obwohl ich bereits gesehen hatte, in welche leichtsinnige Hände ich meine Verteidigung gelegt hatte, befand ich mich in einer Zwangslage, da bereits in fünf Tagen die Gerichtsverhandlung stattfand. Ich konnte den Verteidiger also nur erneut zu meiner Gesandtschaft schicken, damit ihm der verlangte Betrag ausgehändigt werde. Der Rechtsanwalt drohte zudem, sein Mandat sofort niederzulegen, falls ich nicht in der Lage sei, den neuen Kostenvorschuss zu beschaffen. In meiner Situation gab es keine andere Wahl mehr, gegen diese Erpressung Stellung zu nehmen, als entweder dem Rechtsanwalt das Geld zu beschaffen oder aber mich mit einem Officialverteidiger abzufinden. Die zweite Aussprache mit meinem Verteidiger dauerte nicht viel länger als am Vortag. Die Besprechung meiner Angelegenheiten wurde nur

ganz oberflächlich geführt. Mein Versuch, die von mir erstellte Zusammenfassung zur Widerlegung der Anklageschrift mit dem Anwalt durchzubespochen, blieb erfolglos. Derselbe erklärte mir, er habe noch keine Zeit gefunden, sich mit meinen Ausführungen zu beschäftigen. Nun wurde ich sehr ungehalten und erregt. Ich bedeutete dem Rechtsanwalt, dass man hier nicht mehr von einer verantwortungsbewussten Verteidigung sprechen könne. Die entstandene Spannung versuchte mein Rechtsanwalt zu dämpfen mit dem Hinweis auf einen nochmaligen Besuch am Samstag, den 18. Juli.

Den Höhepunkt der Besprechung am Samstag führte der Verteidiger herbei, als er, statt über meine Verteidigung zu sprechen, mir feierlich den nationalsozialistischen Rechtskatechismus überreichte und mir unter schärfster Drohung, nichts zu verschweigen, die Paragraphen über Landesverrat zu lesen gab. Statt nun endlich die für meine Verteidigung notwendigen Momente zu besprechen, wurde ich gezwungen, die wenigen Minuten des Besuches zum Lesen der Gesetzesparagraphen zu verwenden, die für das Verbrechen des Landesverrates neun, zwölf, fünfzehn Jahre und lebenslängliches Zuchthaus sowie die Todesstrafe vorsahen. Der Rechtsanwalt gab mir daraufhin meine schriftliche Klagebeantwortung zurück mit der Bemerkung, er habe noch keine Zeit gefunden, diese zu lesen!

Der einzige Zweck der Besuche des Anwaltes bestand darin, sich Geld zu beschaffen. Er erhielt auch durch meine Gesandtschaft den zweiten Kostenvorschuss ausbezahlt. Die mir beim ersten Besuch geschenkten Bonbons hatten sich für ihn hundertfach bezahlt gemacht, bezog

doch dieser Rechtsanwalt eintausenddreihundert Reichsmark für meine Verteidigung. Die zu den Gerichtsverhandlungen zugelassenen Rechtsanwälte bilden nur einen kleinen Kreis. Es sind solche Rechtsanwälte, die in ihrer Parteiüberzeugung auf Herz und Nieren geprüft worden waren. Ihr Privileg benützen sie, um auf leichte Weise von den armen Opfern möglichst viel Geld zu erpressen. Diese nationalsozialistischen Rechtsanwälte nehmen den Gefangenen für die Verteidigung, die ja nur eine Scheinverteidigung ist, unerhörte Beträge ab. Jeder dieser Anwälte weiss übrigens ganz genau, dass der Verteidiger dem Gerichtshof nichts Objektives entgegenhalten darf. In den meisten Fällen ist auch die Vorbereitung derart liederlich, dass man überhaupt von einer Verteidigung gar nicht sprechen kann. Besonders in meinem Falle war das Vorgehen des Juristen, dieses Mitgliedes des NSRB derart gravierend, dass es nicht übertrieben ist, von gemeiner Erpressung an einem wehrlosen Gefangenen zu sprechen. Wieviel besser wäre es für mich gewesen, überhaupt keinen Verteidiger zu besitzen und sich vollständig aus eigener Kraft auf die bevorstehende Tragödie vor dem Volksgerichtshof vorzubereiten! Erst die Verhandlungen vor dem Volksgerichtshof haben mir in voller Tragweite die verbrecherische Ausnützung der Opfer durch die Rechtsanwälte des Dritten Reiches vor Augen geführt. Trotz diesen Enttäuschungen mit dem Rechtsanwalt verlebte ich die Tage vor der Gerichtsverhandlung im Vertrauen auf einen Freispruch. Ich glaubte, an einen besonders liederlichen und rücksichtslosen Verteidiger geraten zu sein und sah damals noch nicht, dass auch darin System lag. Da die Gestapo nach meiner Unterzeichnung des Pro-

tokolls so bestimmt von einem Freispruch gesprochen und da auch der Untersuchungsrichter des Volksgerichtshofes jede Einvernahme abgelehnt hatte, konnte ich mir nur vorstellen, dass meine Angelegenheit als nicht schwer angesehen werde und deshalb auch ein Freispruch erfolgen müsse. Wie weit meine Ahnungslosigkeit ging, zeigte sich am Tage vor der Gerichtsverhandlung. Ich erhielt nochmals Besuch von der Schweizer Gesandtschaft und verabredete mein Eintreffen in der Gesandtschaft für den Tag nach der Gerichtsverhandlung.

Ihre Anklageschrift war in zehn Exemplaren vervielfältigt worden und trug den Aufdruck «Streng geheim». Sie war kurzgehalten und umfasste nur sechs Blatt. In meinem Optimismus wurde ich noch bestärkt, weil der Versuch des Oberreichsanwaltes am Volksgerichtshof, mich vor das Reichs-Kriegsgericht zu schleppen, misslungen war. Nachdem im Monat Mai der Oberreichsanwalt meine Akten dem Reichs-Kriegsgericht überwiesen hatte, retournierte dieses die Akten bald wieder an den Volksgerichtshof. Daraufhin verlangte der Oberreichsanwalt vom Reichs-Kriegsgericht erneut ein Gutachten und einen Experten für die Gerichtsverhandlungen. Im Schlussabschnitt dieses Gutachtens sagte der Experte des Kriegsgerichtes Folgendes:

«Objektiv gesprochen handelt es sich um keine Geheimnisse, die der Angeklagte ausgesprochen hat. Diese Dinge sind jedermann bekannt.» Nach diesem Gutachten hoffte ich mit Bestimmtheit auf einen Freispruch.

## *Vor dem Volksgerichtshof*

Der 21. Juli 1942 begann mit einem schönen Sommermorgen. Ich hatte in der Nacht wenig geschlafen, denn das Ungeziefer war so zahlreich wie noch nie zuvor. Schon früh morgens um fünf Uhr machte ich in meiner Zelle auf die Wanzen Jagd. Sie waren scharenweise erschienen und hatten meinen ganzen Körper zerstoichen. Obwohl ich als strenggläubiger Christ erzogen war und jeden Aberglauben ablehnte, fragte ich mich an diesem Morgen im Grunde meines Herzens doch, ob diese Wanzenplage nicht ein schlechtes Omen für den heutigen Tag bedeute.

Kurz nach halb sieben Uhr wurde ich vom diensttuenden Beamten meiner Abteilung abgeholt. Mit zehn weiteren Häftlingen, die an diesem Tag ebenfalls den verschiedenen Gerichtshöfen zugeführt wurden, verbrachte man mich in einen für diesen Zweck bestimmten Raum. Wir trugen alle unsere eigenen, uns momentan zur Verfügung stehenden besten Kleider und Wäschestücke. Wer noch nicht rasiert war, musste dies noch nachholen.

Ich hatte die Bewilligung, mich in meiner Zelle zu rasieren und war auch im Besitz der Rasier- und Toilettengestände.

Noch während des Einseifens und Rasierens einiger Leute kam der Frühstückskaffee – eine braune Brühe, die mit Kaffee kaum die Farbe gemein hatte – und ein Stück



Brot. Für das Mittagessen an diesem Tage wurden uns in einem Papier zwei Tranchen Brot mit einer dünnen, durchsichtigen Scheibe Cervelatwurst ausgehändigt. In diesem Raum hatten wir eine Gelegenheit, unbewacht unsere Meinungen gegenseitig auszutauschen. Jeder versuchte dem andern mit Ratschlägen beizustehen und seine Leidensgenossen für die kommenden schweren Stunden zu stärken. Merkwürdigerweise hofften alle auf einen Freispruch. Jeder konnte besondere Gründe anführen, die unbedingt zu einem Freispruch führen mussten. Nur ein einziger unter uns allen, ein Mann im Alter von etwa fünfundfünfzig Jahren, der bereits fünfzehn Monate inhaftiert war und unter Anklage des Landesverrates stand, machte sich ein nüchternes Bild von der Verurteilung durch den Volksgerichtshof. Er war Buchbinder von Beruf und hatte nebenamtlich einem Juden zwei von der Nazi-Zensur verbotene Bücher eingebunden. Der Mann rechnete bestimmt mit einer Verurteilung von sieben bis zehn Jahren Zuchthaus für dieses «Staatsverbrechen». Gleichzeitig gab er aber seiner bestimmten Hoffnung Ausdruck, dass der Krieg bald zu Ende sei und mit einem für Deutschland siegreichen Ausgang des Krieges eine allgemeine Amnestie für politische Gefangene verbunden werde.

Diese Hoffnungen auf die günstigen Auswirkungen der siegreichen Beendigung des Krieges waren überhaupt allgemein unter diesen Opfern des Regimes anzutreffen. Obwohl sie vom Nazi-Regime nicht begeistert waren, rechneten diese Menschen damit, dass das siegreiche Ende des Krieges den politischen Terror beenden und eine bessere Zeit für das ganze deutsche Volk einleiten werde.

Durch die Siege bei Sébastopol und den raschen Vormarsch der deutschen Armeen dem Schwarzen Meer entlang betrachteten auch die politisch Inhaftierten den deutschen Sieg als etwas Selbstverständliches. Für einen Deutschen war ein nüchternes Abwägen schon deshalb fast eine Unmöglichkeit, weil die Leute seit Jahren nichts anderes kannten als die nationalsozialistische Reklame und Propagandapresse. Dazu kam noch, dass das Propaganda-Ministerium sogar unter den Gefangenen nicht untätig war. In allen Gefängnissen wurde jede Woche die im Zuchthaus Berlin-Plötzensee gedruckte Gefangenenzeitung «Leuchtturm» verteilt. Die Titelseite dieses Blattes war mit den neuesten Reden der grossen Nazi-Führer bedruckt. Auf den darauffolgenden Seiten fand man die Berichte über das tägliche Geschehen. Es war alles so dargestellt, dass es für Deutschland nur glanzvolle und siegreiche Berichte gab. Man las da täglich von der Vernichtung Zehntausender von Feinden, vom Abschuss Tausender von feindlichen Panzern und Geschützen, von Hunderttausenden Bruttoregistertonnen versenkten feindlichen Schiffsraumes. Die Inhaftierten waren schon jahrelang vor ihrer Verhaftung von jeder neutralen Berichterstattung abgeschnitten, und sie erlagen in der völligen Isolierung der Haft noch weiter den Propaganda-Siegesberichten des «Leuchtturms».

Ich hatte Gelegenheit, mit einem älteren Berliner Geschäftsmann, der ausdrücklich betonte, kein Nationalsozialist zu sein und der sich freiwillig zum Dienst als Hilfsbeamter im Untersuchungsgefängnis meldete, zu sprechen. Er sagte zu mir: «Das deutsche Volk ist doch ein herrliches Volk. Sehen Sie nur, alle diese überwäl-

tigenden Siege, das grosse Frankreich geschlagen, England auf den Knien, Russland vor dem Zusammenbruch! Ich bin Inhaber des Eisernen Kreuzes vom letzten Weltkrieg und wünsche nur, dass ich bald zum Aktivdienst ins Feld einberufen werde. Wenn es sein muss, sterbe ich gerne für mein siegreiches Deutschland!» Ich war vollständig davon überzeugt, dass dieser Mann jederzeit bereit gewesen wäre, sein Geschäft, seine Familie und sein Heim zu verlassen, um auf dem Schlachtfeld seinen Beitrag zum Siege Deutschlands leisten zu können. So tief sass die nationalsozialistische Propaganda, und es war verständlich, wenn sogar die politischen Gefangenen einen Sieg Deutschlands als selbstverständlich betrachteten.

Um acht Uhr mussten wir unter der Kommandobrücke, von der aus alle Flügel und Abteilungen des Gefängnisses überblickt werden konnten, Aufstellung nehmen. Man durchsuchte unsere Kleider; Bleistifte, Papier und Notizen wurden uns abgenommen. Jeder durfte nur das Taschentuch behalten. Auch eine Kopfbedeckung mitzunehmen wurde nicht gestattet. So waren wir endlich für die Gerichtsverhandlung bereit gemacht. Man brachte uns nun auf den kleinen Vorhof, wo man uns in die Gefangenen-Autos verfrachtete. Zusammen mit dem schon erwähnten Buchbinder wurde ich aufgerufen und dem aus Moabit eingetroffenen Gefangenen-Auto zur Beförderung nach dem Volksgerichtshof in Berlin W 9, an der Bellevuestrasse 15, übergeben. Im Auto befanden sich bereits zwei Gefangene aus Moabit. Der eine davon war ein fünfzigjähriger Mann, der ursprünglich aus Wien stammte, aber viele Jahre in Karlsbad wohnte. Er gehörte zu den «befreiten» Sudetendeutschen. Durch die deutsche Besetzung

der Tschechoslowakei war er unter die nationalsozialistische Herrschaft geraten. Seine Inhaftierung dauerte bereits zweieinhalb Jahre. Der Mann erzählte während der Fahrt von der goldenen Zeit, da es noch eine freie Tschechoslowakei gab. Er besass eine Frau und einen achtzehnjährigen Sohn, welcher sich im Studium befand. Seine Verhaftung erfolgte, weil man ihn denunzierte, er habe in Deutschland Gesehenes Tschechen weitererzählt. Da er sich keines Vergehens bewusst war, hoffte er auf einen Freispruch oder mindestens darauf, dass die Strafe mit der langen Haftzeit getilgt sei. Der andere Insasse aus dem Moabit war ein Rheinländer in den Dreissigerjahren. Er rechnete bestimmt mit einer Verurteilung. Die genauen Gründe seiner Verhaftung sagte er uns nicht.

Als wir im Gebäude des Volksgerichtshofes an der Bellevuestrasse ankamen, empfing uns an der Wagentüre ein brutal aussehender Zivilist. Dieser war hemdärmelig und sah aus wie ein wohlgenährter Gastwirt oder Metzger. Die Wachmannschaft bestand ausschliesslich aus SS-Leuten, die sich keine Mühe gaben, ihre Brutalität zu verbergen. Wir wurden in den Keller hinuntergeführt. Nachdem wir verschiedene Eisentüren und mit schweren Gittertüren abgeriegelte Gänge passiert hatten, wurde jeder einzeln in einem Kellergemach untergebracht. Dieser Raum hatte kein Tageslicht, sondern wurde durch eine kleine elektrische Birne beleuchtet. Die Decke bestand aus Backstein und war gewölbt. Offensichtlich war das Lokal früher ein richtiger Bier- oder Weinkeller gewesen. Durch einen Umbau hatte man die Zellen erstellt.

Der Aufenthalt im Kellergewölbe dauerte kaum vierzig Minuten. Kurz nach neun Uhr wurde ich in den ersten

Stock des Gerichtsgebäudes hinaufgeführt. Es handelte sich um einen riesigen Bau, den der Volksgerichtshof belegt hatte; auf dem gleichen Boden befanden sich mehrere Gerichtssäle. Der Volksgerichtshof bestand aus fünf Senaten, denen je ein eigener Gerichtssaal zur Verfügung stand. Ich wurde in einen dieser Gerichtssäle geführt. Es befanden sich ausser dem Gerichtshof, dem Rechtsanwalt, dem sogenannten Henkersknecht in Zivilkleidung und mir keine weiteren Personen, da die Verhandlung geheim geführt wurde. Die fünf theaterähnlich angeordneten Sitzreihen im Zuschauerraum waren völlig leer. Die Wände des Saales waren mit Gemälden reich geschmückt. Die meisten stellten die Bilder nationalsozialistischer Führer oder Episoden aus dem Siegeslauf der Nazi-Partei dar. Der Gerichtshof war bereits anwesend, als ich den Saal betrat. Der Senatspräsident thronte auf einem grossen, mit Schnitzereien verzierten Sessel. Er war in eine rote, mit goldenen Schnüren verzierte Sammetpele- rine eingehüllt. Als Kopfbedeckung trug er eine rote Sammetmütze. Der Herr Präsident sah aus wie ein hoher kirchlicher Würdenträger. Zu seiner Linken sassen zwei Männer in Gala-Uniform. Der eine trug die braune SA-Uniform, der andere die schwarze Uniform der SS. Zur Rechten des Senatspräsidenten sass ein älterer, wohlbeleib- ter Nazi, der ebenfalls in eine feuerrote Sammetpelerine gekleidet war. Der fünfte Richter trug eine Militär-Gala-Uni- form.

Dem Richter-Kollegium vorgelagert befand sich ein brei- tes Gerichts-oder Kanzleipult, ähnlich einem langen Altar. An der Kopfseite dieses Pultes hatte der Staatsanwalt auf einem thronähnlichen, mit Schnitzereien reich verzierten

Sessel Platz genommen. In meinem Fall amtete der Oberreichsanwalt als Staatsanwalt. Er trug eine mit Goldschnüren verzierte rote Sammetpelerine, hatte aber keine Kopfbedeckung. Gerichtsschreiber gab es keine. Die Tragödie vor dem Volksgerichtshof, wo in wenigen Minuten über Leben und Tod von Tausenden von Menschen entschieden wurde, nahm man nicht so ernst, um es für notwendig zu finden, ein Protokoll über die Verhandlungen anzufertigen.

Um halb zehn Uhr wurde die Gerichtssitzung mit dem Zeremoniell der Eidesformel unter theatralischer Aufmachung eröffnet. Der vom Senatspräsidenten vorgespochene Eid wurde stehend, wie ein Gebet oder wie ein Sprechchor, von der ganzen Senatsgesellschaft laut mitgesprochen. Darauf kamen meine Personalien zur Verlesung und die Gründe, weshalb ich mich im Anklagezustand befand. Von den in der Anklageschrift gemachten Vorhaltungen war keine Rede mehr. Alles wurde nur mit wenigen, kurzen Worten abgetan. Das von der Gestapo niedergeschriebene Protokoll wiedergab man im entstellten und verkehrten Sinne. Unzusammenhängende, verzerrte Sätze wurden herausgegriffen.

Der Herr Senatspräsident kennt mein Heimatland nicht. Er hat auch keine Ahnung davon, was die Schweiz im letzten und im jetzigen Krieg an Werken der Wohltätigkeit vollbracht hat. Er beschimpfte während dieser Gerichtsverhandlung mein Vaterland in unflätigster Weise. Zorn- und gifterfüllt schrie er mir zu:

«Was kann schon Gutes aus der Schweiz, diesem Judenstaat und Judentum, kommen! Die Schweiz ist überhaupt nicht neutral, sondern sie steht im Dienste der aus

Deutschland geflohenen jüdischen Emigranten. Die ganze Schweizer Presse ist vom jüdischen Kapital gekauft. Die Schweiz beschimpft ständig die nationalsozialistische Regierung. Sie ist Deutschland gegenüber feindlich eingestellt, weil sie von der englisch-jüdischen Propaganda bezahlt wird und schon seit langer Zeit eine Spionage-Zentrale Englands bildet.»

Noch nie hatte ich derartige grobe Anschuldigungen gegen mein Heimatland gehört. Diese Beschimpfungen gegen die Schweiz machten mir aber auch sofort klar, dass es sich hier bei diesem Volksgerichtshof nicht um ein Richter-Kollegium handelte, wie man solche in einem Rechtsstaat findet, sondern um ein Parteigericht. Ich versuchte, die Anschuldigungen des Senatspräsidenten abzuweisen, doch auf meine Einwände hörten weder der Senatspräsident noch die übrigen Richter. Während der Verhandlungen wurde mehrmals einer von diesen Richtern an das Telephon gerufen, einmal auch der Senatspräsident. Dieser kam in fröhlichster Laune von seiner Telephonunterhaltung zurück und diskutierte mit seinen Kollegen vergnügt, als handle es sich hier um eine Versammlung um den Biertisch.

Die Anklagerede des Staatsanwaltes dauerte nur drei Minuten. Er beschimpfte ebenfalls die Schweiz und deren Neutralität. Dann beantragte er, mich wegen Landesverrats zum Tode zu verurteilen. Eine Begründung dafür, wodurch ich Landesverrat verübt habe, gab er nicht. Trotzdem das Kriegsgericht die Beurteilung der Angelegenheit abgelehnt hatte, kam jetzt der Antrag auf Todesstrafe.

Auf das in der Anklageschrift für die Hauptverhandlung

Der Oberreichsanwalt  
beim Volksgerichtshof

Berlin W 9, der 22. Juni 1942.  
Bellevuestraße 15  
Fernsprecher: 21 83 41

Selbststückchen: 1 J 230/42g.  
(Bitte in der Antwort angeben)

Herrn Paul Stämpfli  
durch den Herrn Vorstand der Untersuchungs-  
haftanstalt Lehrter Straße  
in  
Berlin NW 40,  
Lehrter Straße 3.



Auf die Eingabe vom 16. Juni 1942.

Wie der Anstaltsarzt berichtet hat, wird dieser Sie auch weiter wegen Ihrer Herzbeschwerden beaufsichtigen und Ihnen die etwa erforderlichen Arzneimittel zukommen lassen. Nach dem amtsärztlichen Gutachten ist Ihre Unterbringung in die Krankenabteilung der Anstalt jedoch nicht nötig und sind Sie haftfähig. Ich habe bei dieser Sachlage keinen Grund, Ihre Untersuchung durch einen Facharzt für Herzleiden herbeizuführen. Ebenso habe ich nach erneuter Prüfung keinen Anlaß gefunden, Ihre Haftentlassung zu erwirken. Ich werde jedoch weiter auf eine möglichste Beschleunigung des Verfahrens bedacht sein.

Die Vollziehung der Untersuchungshaft erfolgt nach den hierfür bestehenden Vorschriften unter Berücksichtigung der jetzigen Kriegsverhältnisse. Dieser Regelung unterliegen Ausländer in gleicher Weise wie Reichsdeutsche.

Im Auftrage

*Danilina*

*M*



verlangte persönliche Mitwirken des Experten wurde nach Abgabe seines schriftlichen Urteils verzichtet.

Mir schwindelte. Ich konnte kaum verstehen, was hier geschah. Jede Hoffnung entfiel mir, als sich mein famoser Verteidiger mir zuneigte und ins Ohr flüsterte:

«Was können wir da noch machen und sagen, hier ist schon alles zwecklos und nutzlos!»

Schon während der Anschuldigungen durch den Senatspräsidenten hatte der Rechtsanwalt geschwiegen und mich mit keinem Worte verteidigt. Jetzt erhielt er das Wort zu seinem Plädoyer. Ach, wie enttäuscht stand ich neben meinem Verteidiger! Mit jedem Wort und jedem Satze wurde mir klarer, dass Ankläger und Verteidiger am gleichen Stricke zogen. Mein Verteidiger fand kein einziges Wort der Entgegnung auf alle die ungerechten und unkorrekten Anklagen. Die Verteidigungsrede war eine allgemeine, an die Grundsätze der nationalsozialistischen Rechtslehre angelehnte Abhandlung, die auf meinen Fall überhaupt nicht eintrat. Die genau gleiche Verteidigungsrede wäre auch für jeden andern Angeklagten zu gebrauchen gewesen. Sogar wenn der Verteidiger keine Zeit gefunden hatte, sich näher mit meinem Falle zu befassen, so wäre es ihm leicht möglich gewesen, die politischen Vorwürfe gegen mich zurückzuweisen 5 denn deshalb, weil ich einem neutralen und demokratischen Land als Bürger angehörte, konnte man mich doch selbst nach den nationalsozialistischen Gesetzen nicht zum Tode verurteilen. Doch offenbar durfte der Verteidiger in keiner Weise versuchen, die Anklage des Staatsanwaltes zu erschüttern. Er gehörte so gut wie der Ankläger und die mit Goldschnüren verzierten Parteibonzen zu diesem poli-

tischen Gerichtstheater. Einige Tage vor der Gerichtsverhandlung hatte mein Rechtsanwalt von sich erklärt, er sei ein alter Routinier und schlagfertiger Fuchs. Diese Bezeichnungen trafen auf ihn zu, soweit es sich darum handelte, von den Gefangenen Kostenvorschüsse zu erhalten. Vor dem Volksgerichtshof war der Verteidiger der untertänigste Diener der sich als Richter gebärdenden Parteibonzen.

Für mich waren die Ausfälle des Senatspräsidenten, die rein politische Anklage des Staatsanwaltes und das völlige Versagen meines Rechtsanwaltes erschreckend und niederschmetternd.

Nach der Rede des Verteidigers wurde die Verhandlung abgebrochen und eine dreiviertelstündige Pause angesetzt. Nach der Pause sollte mein Verteidiger oder ich selbst nochmals das Wort zu allfälligen Erklärungen ergreifen können.

Dieses dreiviertelstündige Warten war für mich wohl die bisher schwerste Stunde in meinem Leben. Unter der Androhung des Todesurteils den letzten Akt dieses Gerichtstheaters abwarten zu müssen, ohne jegliche Aussicht auf Unterstützung und Hilfe, wäre sicher für jeden andern ebenfalls eine Qual gewesen. Mein Verteidiger versuchte in jovialem Tone mir plausibel zu machen, seine Verteidigungsrede habe ja die rechtlichen Punkte dargestellt, und gegen die übrigen Darlegungen des Gerichtshofes könne er als Rechtsanwalt nichts einwenden. Ich war mir nun klar, dass, wenn noch etwas gerettet werden sollte, ich selbst versuchen musste, mich zu verteidigen. Erst jetzt sah ich, welchen grossen Irrtum ich durch die Herbeiziehung dieses Nazi-Anwaltes begangen hatte. Wäre ich

von Anfang an auf eigenen Beinen gestanden und hätte ich meine Verteidigung selbst und unabhängig vorbereitet, so wäre mehr Aussicht auf einen Erfolg gewesen.

Als das Richter-Kollegium wieder erschienen und Platz genommen hatte, wurde mein Rechtsanwalt aufgerufen und gefragt, ob er noch weitere Erklärungen abzugeben hätte. Er verneinte. Nun nahm ich das Wort und versuchte wenigstens die vielen Unwahrheiten, die man gegenüber mir und gegenüber meiner Heimat ausgesprochen hatte, richtigzustellen. Das war nicht leicht, denn die Androhung der Todesstrafe hatte mir sehr zugesetzt. Die von mir im letzten Moment auf genommene Verteidigung ermangelte eines richtigen Zusammenhanges 5 doch ich glaube, dass, wenn meine Verteidigungsrede auch zusammenhängender und umfassender gewesen wäre, sie doch nicht viel geändert hätte. Wie ich feststellte, hörten die Richter kaum zu.

Als Zeugen waren geladen ein Oberassistent der Gestapo sowie der geschäftsleitende Direktor einer Berliner Firma. Beide Zeugen sprachen sich zu meinen Gunsten aus, und sie versuchten auch, aus eigener Initiative für mich Partei zu ergreifen. Doch der Senatspräsident schnitt ihre Aussagen mit der kurzen und befehlenden Bemerkung ab: «Es ist gut!»

Damit waren die Gerichtsverhandlungen beendet. Das Richter-Kollegium mitsamt dem Staatsanwalt zog sich zur Beratung zurück.

Schon nach wenigen Minuten betraten die Herren zur Verkündung des Urteils wieder den Gerichtssaal. Das Urteil war mit Bleistift auf einen Fetzen Papier geschrieben. Stehend wurde es vom Senatspräsidenten verlesen:

«Wegen Landesverrats zum Tode verurteilt und zur Beschlagnahme seines ganzen Vermögens.»

Mit einer Teilnahmslosigkeit ohnegleichen wurde vom Richter-Kollegium die Verlesung des Urteils stehend angehört. Einige Richter lächelten sogar dabei.

Nach wenigen Minuten erschien der Henkersknecht, fesselte meine Hände auf den Rücken und führte mich ab. Er brachte mich in das Kellergewölbe zurück, wo ich am Morgen auf den Beginn der Gerichtsverhandlung gewartet hatte.

Hier erst wurde mir vollkommen klar, was dieses Urteil bedeutete. Es ist mir nicht möglich, den Schrecken zu beschreiben, der mich unmittelbar nach der Verlesung des Todesurteils durchfuhr. Durch meinen Kopf stürmte eine Frage nach der andern. Ich fragte mich, ob das Urteil sofort vollstreckt werde und ich schon das Tageslicht von morgen nicht mehr sehen würde.

Die von mir als Mittagessen mitgebrachten beiden Brotschnitten waren weg. Nur das leere Stück Papier war in der Zelle geblieben. Ein anderes armes Opfer schien mein Mittagessen gefunden und verzehrt zu haben. Doch das kümmerte mich in diesem Moment wenig. Hunger verspürte ich keinen, nur starken Durst, hervorgerufen durch die Aufregung der letzten Stunden. Hier in der Stille der Zelle zermartete ich mein Gehirn, um einen Ausweg aus der Not zu finden. Zeitweise waren Schritte und das Dröhnen der schweren Eisentüren zu vernehmen.

Am späten Nachmittag öffnete sich wider Erwarten meine Zellentüre. Ich wurde mit den andern drei Leidensgefährten herausgeführt und dem wartenden Gefangenen-Auto übergeben. Zwei von ihnen hatten ebenfalls die

Hände in Fesseln, das bedeutete, dass auch sie zum Tode verurteilt worden waren. Von den vier Gefangenen also, die wir zusammen am Morgen zum Volksgerichtshof fuhren, hatte man drei zum Tode verurteilt. Nur der Buchbinder, der mit mir aus dem Untersuchungsgefängnis Lehrterstrasse kam, war nicht gefesselt. Er hatte zehn Jahre Zuchthaus erhalten, die er auch jetzt nach seiner Verurteilung noch hoffte zum grossem Teil durch Amnestie nach der siegreichen Beendigung des Krieges nicht absitzen zu müssen. Die beiden andern aus Moabit stammenden Gefangenen, der Rheinländer und der Sudeten-deutsche aus Karlsbad, waren vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Im Auto herrschte begreiflicherweise eine gedrückte Stimmung.

Zuerst wurde Moabit angefahren, um die beiden dort Inhaftierten zu übergeben. Dann fuhr ich zusammen mit dem Buchbinder in das Untersuchungsgefängnis Lehrterstrasse zurück. Die von den Gerichtshöfen zurückgebrachten Gefangenen müssen vor ihrer Rückkehr in die Zellen auf der Verwaltung beim Büro des Gefängnisvorstandes Aufstellung nehmen und die erhaltenen Strafen melden. Selbst einige der dort wartenden Beamten erschrakten, als sie die Fesseln an meinen Händen sahen. Einer dieser Beamten, der immer anständig zu mir gewesen war, kam zu mir und sagte:

«Halten Sie den Kopf hoch, und verlieren Sie den Mut nicht! So weit sind wir noch nicht; denn das wäre doch ein Verbrechen. Es wird sicher Berufung oder Begnadigung geben.»

Die Fesseln wurden mir abgenommen, und ich wurde in meine Zelle zurückgebracht, um sofort alle meine dort

befindlichen Habseligkeiten mit dem Bettzeug zusammenzupacken und beim sogenannten Hausvater, dem Materialverwalter des Gefängnisses abzugeben. Was in den nächsten Stunden mit mir geschehen würde, ahnte ich nicht. Eine kleine Beruhigung war eingetreten, weil man mich wieder in das Untersuchungsgefängnis zurückgebracht hatte und ich hoffen konnte, diese Nacht zu überstehen, ohne dass schon Hand an mich gelegt würde.

Im Keller des Gefängnisses, wo ich mich beim Hausvater zu melden hatte, wurde mir restlos alles abgenommen. Ich musste mich nackt ausziehen, dann erhielt ich die Zuchthauseffekten. Ich war jetzt ein «politischer Schwerverbrecher». Nicht nur an der Kleidung, sondern auch aus der Behandlung durch den Hausvater und seine Helfer war dies zu verspüren.

Mit den Zuchthauseffekten kam ich auf eine andere Abteilung in den C-Flügel. Dort wurden meine Hände sofort wieder gefesselt, jedoch nicht mehr auf den Rücken, sondern vorn zusammengeschrubt. Man brachte noch zwei weitere Strohsäcke in die Zelle, da ich als Todeskandidat nicht mehr allein schlafen durfte. Es mussten zwei Inhaftierte die Nacht bei mir verbringen, um abwechselnd und dauernd zu wachen, damit ich mir kein Leid antat und auch keinen Fluchtversuch unternehmen könnte.

Um mich auszuziehen, öffnete der Wachtbeamte rasch meine Fesseln. Nachher wurden diese aber sofort wieder geschlossen. Das Abendbrot musste ich bereits mit gefesselten Händen verzehren.

Trotz ungeheurer Müdigkeit und geistiger Überanspannung brachte mir die Nacht keine Ruhe. Ich lag in Fesseln auf meiner Pritsche und wälzte mich ständig hin und her.

Wie vom Sturme gepeitscht zogen alle die Geschehnisse dieses folgenschweren Tages noch einmal an meinem Geiste vorüber. War alles nur ein Traum' oder entsetzliche, harte Wirklichkeit? Wäre es möglich gewesen, durch aktiveres Eingreifen mein Leben zu retten? Ist eine derartige Ungerechtigkeit im Herzen von Europa, das auf seine Zivilisation und Kultur so stolz ist, möglich? Womit habe ich eine derartige Strafe verdient?

Es war eine grausame, fürchterliche Nacht. Meine Seele befand sich in Aufruhr. An Schlaf war nicht zu denken. Langsam zogen die Minuten und die Stunden vorüber. Als der Morgen graute, fragte ich mich: «Wird das dein letzter Tag sein?»

Doch nicht nur gegen den Aufruhr in meiner Seele hatte ich zu kämpfen, sondern ich wurde auch diese Nacht wieder von Ungeziefer heimgesucht. Mit den gefesselten Händen konnte ich mich gegen die lästige Wanzenplage nicht wirkungsvoll zur Wehr setzen. Im Sturmangriff kamen ganze Scharen dieses ekelerregenden Getiers an meinen Körper, belästigten und quälten mich.

Die Fesseln wurden mir am Morgen für wenige Minuten gelöst, damit ich mich anziehen konnte. Schon um sieben Uhr führte man mich zum Hausvater hinunter. Dort konnte ich nochmals meine Zivilkleider anziehen. Alle meine persönlichen Sachen wurden in meinen Handkoffer gepackt, und dann brachte man mich in eine sogenannte Abgangszelle. Hier musste ich mit gefesselten Händen auf meinen Abtransport warten.

Wie ein Lauffeuer hatte sich meine Verurteilung im Gefängnis herumgesprochen. Es suchten mich in der Abgangszelle einige Beamte auf, für die das Todesurteil eine

unfassbare Überraschung darstellte. Sie äusserten mir gegenüber ihre Anteilnahme, und ich merkte aus ihren Worten, dass sie den Ernst und die Folgen dieser Verurteilung kannten. Jedenfalls glaubte keiner von ihnen an meine Rettung. Deshalb nahmen sie von mir Abschied, für immer!



Der Oberreichsanwalt  
beim Volksgerichtshof

Berlin NW 9, den 10. Juli 1942.  
Bellevuestraße 15  
Fernsprecher: 21 83 41

Sachverhalte: 1 J 230/42 g  
(Bitte in der Rubrik angeben)

In der Strafsache gegen Sie  
wegen  
werden Sie auf

Dienstag den 21. Juli 1942 9 Uhr

vor den 5. Senat des Volksgerichtshofs zu der im  
Sitzungssaal II im 1. Stockwerk des Volksgerichtshofs  
hier W.9, Bellevuestraße 15, stattfindenden Haupt-  
verhandlung geladen.

Zugleich werden Sie aufgefordert, zu erklären,  
ob und welche Anträge Sie in Bezug auf Ihre Verteidi-  
gung in der Hauptverhandlung zu stellen haben.

Zur Hauptverhandlung sind geladen:

a) als Wahlverteidiger:

Rechtsanwalt Dr. Otto Philipowski in Berlin W. 50,  
Pragerstr. 15,

b) die in der Anklageschrift unter den Beweismitteln  
genannten Zeugen.

Auf Anordnung:

An den Kaufmann  
Herrn Paul Gottfried Stämpfli  
z.Zt. in der Untersuchungshaftanstalt  
Lehrterstraße

in Berlin NW 40,  
Lehrterstr. 3.

*Piedemann*  
Justizangestellter.  
*inoffizial.*

## *Im Totenhaus*

Im Verlauf des Vormittags vom Mittwoch, den 22. Juli, holte mich das Gefangenen-Auto wiederum ab. Zusammen mit den beiden Todeskandidaten aus Moabit, dem Sudeten-  
deutschen und dem Rheinländer, wurde ich in das Gefängnis Berlin-Plötzensee überführt. Im Auto befanden sich noch vier weitere Todeskandidaten. Diese Männer waren alle wegen kleiner Vergehen zum Tode verurteilt worden. In einem Rechtsstaat hätten sie für ihre Vergehen vielleicht eine Busse oder einige Tage Gefängnis erhalten.

Als das Auto mit einem Ruck anhielt, öffnete sich von aussen sofort die Türe. Ich konnte noch sehen, als ich aus dem Auto stieg, wie das riesige Einfahrtstor des Gefängnisses in Plötzensee wieder geschlossen wurde. Einen Moment erinnerte mich dieses Tor an die letzte Türe des Lebens. Noch wusste ich nicht, welche Qualen und Leiden mir bevorstanden. Doch als das Tor des Gefängnisses sich hinter uns schloss, fühlte ich instinktiv, dass das Leben für uns damit auf irgendeine Weise einen Abschluss gefunden hatte. Immer wieder musste ich feststellen, wie selbst unter den zum Tode Verurteilten die Hoffnung, weiterleben zu dürfen, bis zum letzten Atemzug immer noch vorhanden war. Seitdem uns der Volksgerichtshof zum Tode verurteilt hatte, wussten wir, dass es gegen dieses Urteil keine Be-

rufung gab. Hingegen hoffte auf der Hinfahrt zum Gefängnis jeder, seine Bitte um Begnadigung würde erhört. Hier im Gefängnis-Auto vernahm ich auch zum erstenmal, dass bis zur Hinrichtung hundert Tage verstreichen könnten. Ob das ein Gesetz oder nur ein Brauch war, wusste keiner. Sie hatten das von andern Gefangenen gehört. Alle von uns waren tief gebeugt, machte sich doch jeder Gedanken darüber, ob er in hundert Tagen noch am Leben sein werde.

Nachdem wir aus dem Gefangenenwagen ausgestiegen waren und uns im Hof aufgestellt hatten, umringten uns einige Wachtbeamte. Sie schlossen uns sofort die Handfesseln auf, damit wir unsere Koffer und Gepäckstücke selbst tragen konnten. In Begleitung der Wachtmannschaft marschierten wir zum Hause Nr. III. Bis wir dort waren, mussten wir mehrere Höfe überqueren und verschiedene Türen passieren. Die Wachtbeamten sorgten immer dafür, dass die Türen hinter uns sorgfältig abgeschlossen wurden. Das Gefängnis Berlin-Plötzensee bildet eine kleine Stadt für sich. Auf einem riesigen Areal stehen zahlreiche Gebäude, die sämtliche zum Gefängnis gehören. Einen kleinen Vorgeschmack, wie es in diesem Gefängnis zugeht, bekam ich, als ein älterer Gefangener, der offensichtlich von der langen Haft und den hinter ihm liegenden aufregenden Stunden vor dem Volksgerichtshof völlig erschöpft war, sein Gepäck abstellte und von einer Hand in die andere wechselte. Ein kleiner, unter-setzter Beamter, dem die Brutalität auf dem Gesicht geschrieben stand, sprang wie eine wütige Bulldogge auf den Gefangenen zu und bedrohte ihn:

«Na, du Schweinehund, was erlaubst du dir? Ich werde

dir helfen! Ich werde dir bald geben, bis du genug hast!» Dieses kleine Intermezzo auf unserm Gang zum Totenhaus wühlte uns alle auf.

Haus Nr. III wurde das Totenhaus genannt, weil sich hier ausschliesslich zum Tode Verurteilte befanden. Der Empfang der Zuchthauskleidung ging sehr rasch vonstatten. Die Entgegennahme wickelte sich auf der mir erst später bekannt gewordenen Abteilung 9 vor den Türen der sogenannten Todeszellen ab, wo die Verurteilten vor ihrer Hinrichtung die letzten zwei bis drei Stunden verleben durften. Wir mussten uns nochmals ganz ausziehen. Unsere nackten Körper wurden genau darauf untersucht, ob irgendwo Feilen oder Glasscherben verborgen wären. Die drei politischen Schwerverbrecher, unter denen ich mich befand, wurden auf der Abteilung III in drei nebeneinanderliegende Einzelzellen gebracht.

Als im Saale des Volksgerichtshofes das Todesurteil verkündet war und man mich bereits gefesselt hatte, sagte mein Verteidiger zu mir, er werde mich noch vor dem Abtransport am kommenden Morgen besuchen. Ferner versicherte mir dieser Rechtsanwalt, er werde persönlich die Gesandtschaft meines Heimatlandes aufsuchen und sie über das Urteil sofort verständigen. Nichts hat dieser nationalsozialistische Verteidiger unternommen. Er besuchte mich nicht mehr, und, wie sich nach einigen Wochen herausstellte, suchte er meine Gesandtschaft erst zur Berichterstattung auf, als diese ihn dazu ausdrücklich aufforderte.

Den Deutschen wird seit jeher Gründlichkeit nachgesagt. Diese Gründlichkeit wird sogar in Bezug auf die Hinrichtung von Menschen eingehalten! Kaum waren wir in

diesem Hause, wo nur Tod und Verderben regieren, angelangt, so musste jeder von uns einen kurzen, mündlichen Bericht über seine Verurteilung erstatten.

Dann hatte jeder einen genauen Lebenslauf zu schreiben. Dafür war ein vorgedrucktes Formular zu verwenden, vier Seiten umfassend. Es waren darauf einige Dutzend Fragen über Schulbildung, Gesundheit und Angehörige zu beantworten. Auch die arische oder nicht arische Abstammung des zum Tode Verurteilten wurde nochmals genau erforscht. Zum Lebenslauf gab es noch ein weiteres Formular, wo die genauen Adressen der nächsten Angehörigen eingetragen werden mussten. Die letzte Frage auf diesem Formular lautete:

«An wen sind Ihre Papiere und Hinterlassenschaft nach Ausführung der Exekution zu senden, falls der Führer von dem ihm zustehenden Recht der Begnadigung keinen Gebrauch macht?»

Die Beantwortung dieser Frage auf dem Formular war für mich seit der Entgegennahme des Todesurteils vor dem Volksgerichtshof der schwerste Akt. Als ich diese Frage beantworten musste, wurde mir klar, dass mit der Verurteilung zum Tode jetzt in diesem Gefängnis wohl der letzte Lebensabschnitt begonnen hatte. Erst jetzt kam mir die ganze Schwere der Verurteilung richtig zum Bewusstsein.

Wie sehr hängt doch der Mensch am Leben! Wie genügt auch nur der schwächste Hoffnungsschimmer, um einem neuen Lebensmut einzuflößen! Da ich auf dem Formular vor mir vom Begnadigungsrecht des Führers gelesen hatte, setzte ich alles daran, um in Erfahrung bringen zu

können, wie oft und nach wie langer Zeit solche Begnadigungen ausgesprochen würden.

Das Haus Nr. III war sehr gross und bestand aus drei Flügeln mit neun Abteilungen. Es waren hier wohl vierbis fünfhundert Insassen, alles Todeskandidaten, untergebracht. Für mich war im ersten Moment noch gänzlich unfassbar, dass diese Menschen alle umgebracht werden sollten. Wie ich in den nächsten Monaten mit ansehen konnte, war aber diese Zahl nur ein Bruchteil der hier durch das Fallbeil hingerichteten Menschenmassen.

Mein Vorsatz, etwas über die Begnadigung in Erfahrung zu bringen, war leichter gefasst als ausgeführt. Die Wachtbeamten behandelten die Todeskandidaten als Schwerverbrecher und Volksschädlinge. Tagelanges Bitten und Flehen in den kurzen Augenblicken, da die Zellentüre geöffnet wurde, beantworteten die Rohlinge von Wachtbeamten mit dem Zuschmettern der Zellentüre. Frug man in aller Bescheidenheit um einen Rat, verlangte man eine Auskunft, so erhielt man entweder keine Antwort oder dann höchstens eine Beschimpfung. Diese Wachtmannschaften waren keine Menschen mehr, sondern Henkersknechte eines Regimes, das alles Menschliche auszurotten gewillt ist. Zudem sind die meisten dieser Wärter durch das furchtbare Geschehen in diesem Totenhaus vollständig abgestumpft worden. Sie hatten sich an das Töten von Menschen gewöhnt; es gehörte zu ihrer täglichen Beschäftigung und gab ihnen auch das tägliche Brot.

Trotzdem fand ich auch hier einzelne Beamte, die noch nicht ganz vertiert und noch menschlicher Regungen fähig waren. Es gab einzelne unter ihnen, die noch ein

Herz und eine Seele besassen. Die grössten Hilfsdienste leisteten uns jedoch die Kalfaktoren. Das sind Gefangene, die im Gefängnis der Wachtmannschaft helfen mussten, das Essen zu verteilen und die Reinigungsarbeiten zu machen. Als Kalfaktoren wurden nur Gefangene verwendet, die nicht zum Tode verurteilt waren und die durch gute Führung verdient hatten, für diesen Dienstbotenposten ausersehen zu werden. Es war den Kalfaktoren strengstens untersagt, mit inhaftierten Todeskandidaten über das Dienstliche hinaus zu sprechen. Natürlich gab es auch Kalfaktoren, die sich beim Wachtpersonal gut anschreiben wollten und die deshalb Gefangene denunzierten. Aber es gab unter ihnen Menschen, denen die grausame Behandlung der armen zum Tode Verurteilten zuwider war und die durch das Gesehene erschüttert wurden.

In einem günstigen Moment, als die Luft rein war, gelang es mir, mit einem Kalfaktoren durch den Spalt der Eisentüre in Verbindung zu treten. So konnte ich einige wertvolle Hinweise über die täglichen Vorgänge im Totenhaus erhalten. Um sich jedoch ein zusammenhängendes Bild machen zu können, musste ich mehrere Tage fragen. Das Gespräch konnte jeweils nur ganz kurz sein, da, sobald der Schritt des Wachtmeisters ertönte, der Kalfaktor wieder verschwand.

Was ich über die Möglichkeiten einer Begnadigung erfahren konnte, war nicht ermutigend. Dem neu eintreffenden Todeskandidaten wurde gestattet, nebst einem Abschiedsbrief an die Angehörigen ein Gnadengesuch an die «Privatkanzlei des Führers, Abteilung für Gnaden-sachen» zu richten. Tinte und Feder für das Schreiben

des Gnadengesuches zu erhalten, war äusserst schwierig. Nur mit viel Ausdauer und durch langes Bitten konnte man solches bekommen. Schon nach einer halben Stunde musste das Schreibzeug wieder aus der Zelle entfernt werden. Es wurde genau überwacht, dass es auf keinen Fall länger in der Zelle bei dem Gefangenen blieb. Ich erfuhr von dem Kalfaktor, es würde nur ganz wenigen die Gunst zuteil, begnadigt zu werden. Dabei hatte ich allerdings damals noch nicht erfasst, wie wirklich wenig Begnadigungen ausgesprochen wurden. Jedenfalls erfuhr ich aber später, dass von tausend Todesurteilen kaum eines durch Begnadigung aufgehoben wurde. Der Entscheid über die Begnadigung konnte zehn bis zwölf Monate ausstehen. Die Einreichung des Begnadigungsgesuches hatte für die Vollstreckung des Urteils keine aufschiebende Wirkung. Während diesen zehn bis zwölf Monaten musste also ein jeder täglich mit dem Gang zum Fallbeil rechnen. Bald genug konnte ich auch den täglichen Abgang der Ärmsten zum Schafott mitanhören und miterleben. In jener Zeit wurden die Todesurteile morgens früh nach sechs Uhr vollzogen. Die Opfer wurden morgens zwischen fünf und halb sechs Uhr aus ihren Zellen geholt, gefesselt und im Hemd, an den Füßen nur die Holzlatschen, zur Schlachtbank geführt.

Mit jedem Tage bekamen wir mehr und mehr den Schrecken des Terrors zu spüren. Abends um achtzehn Uhr wurden die Hände gefesselt. Zu diesem Zwecke mussten die Hände nach vorn zusammengehalten werden, sie wurden dann mit Stahlfesseln versehen, die man zusammenschraubte. Erst morgens um halb sieben Uhr bei der Tagwache wurden die Fesseln wieder entfernt. An Samstagen



und Sonntagen wurde die Fesselung schon um halb fünf Uhr nachmittags vorgenommen. Gleichzeitig mit der Fesselung schloss man die Zellentüre und verriegelte diese doppelt. Jeden Abend musste verdunkelt werden, wofür ein schwarzer Papiervorhang zur Verfügung stand. Der Gefangene musste auf den Tisch klettern, auf den Tisch einen Stuhl stellen und so den Verdunkelungsvorhang anbringen. Am Morgen wiederholte sich der gleiche Vorgang. Am traurigsten waren deshalb in diesen Sommertagen des Jahres 1942 die Samstags- und Sonntags; denn bereits um halb fünf Uhr nachmittags (deutsche Sommerzeit) musste verdunkelt werden. Draussen stand die Sonne noch hoch am Himmel, doch hier in die Zellen der zum Tode Verurteilten drang kein Sonnenstrahl mehr. Nur eine elektrische Lampe, deren Strahlen aus dem Mauer-Gitter direkt auf den Kopf des Gefangenen gerichtet waren, spendete Licht. In solchen Nächten lag ich, gequält von Entsetzen, Furcht und Kummer, auf meinem Strohsack.

Der 1. August war ein herrlicher Sommertag und zugleich Samstag. Mit gefesselten Händen lag ich nun da in meiner Zelle, und meine aufgepeitschten Nerven fanden keine Ruhe. Es war der zweite Samstag seit der Verkündung des Todesurteils. Meine Kräfte waren beinahe aufgezehrt durch alles, was ich durchgemacht hatte. Ich dachte an meine Heimat, wie dort jetzt an diesem Abend die Höhenfeuer auf allen Bergen leuchten würden. Es schien mir dies, ach, so fern, so weit zurückliegend, dass es mir wie ein Traum vorkam. Obwohl Bürger eines freien Landes, sass ich hier in der Todeszelle, wehrlos der Willkür meiner Henkersknechte ausgeliefert und schauernd

meinem Ende entgegensehend. An diesem Tage hielt ich auch Einkehr, und noch nie in meinem Leben sind mir die geistigen und persönlichen Freiheitsrechte meines Heimatlandes so grossartig und gewaltig erschienen wie an diesem 1. August. Erst wer die Freiheit verloren hat, weiss ihren Wert ganz zu ermessen. Leider, leider habe auch ich oft in meinem frühern Leben vergessen, welches hohe Gut die uns Schweizern zustehenden Freiheitsrechte darstellen.

### **Pfändung für die Hinrichtungskosten**

Eine schriftliche Erklärung des Todesurteils durch den Volksgerichtshof oder eine schriftliche Urteilsbegründung habe ich *nie erhalten*. Wie schon gesagt, wurde bei der Verkündung des Todesurteils der Entscheid des Richter-Kollegiums mit Bleistift auf einen Fetzen Papier geschrieben. Dagegen wurde mir am 3. August 1942 für die bevorstehende Hinrichtung eine Kostenrechnung im Betrag von RM. 300.– zugestellt. Diese «Teilkostenrechnung» hat folgenden Wortlaut:

«Gebühr gemäss Paragraph 49, 52 des GKG für Todstrafe: 300.– Mark, hiervon es sind zu zahlen sofort RM. 228.14.»

Ferner hiess es, der Rest der Gebühr sei bei der Exekution zu bezahlen und werde mit den hinterlassenen Effekten verrechnet. Gleichzeitig mit der Rechnung wurde mir auch die Pfändungsurkunde und der Überweisungsbeschluss für diesen Betrag zugestellt. Auch hier lernte ich wiederum die deutsche Gründlichkeit kennen. Das Köpfen ist im Dritten Reiche durchaus nicht gratis. Es kostet nicht nur das Leben, sondern darüber hinaus noch Geld. Schon bevor das Todesurteil vollzogen wird, unternehmen die Amtsstellen alle notwendigen Schritte, um das Geld für die Hinrichtung auf alle Fälle sicherzustellen.

In einem kurzen Schreiben hatte ich meiner Gesandtschaft mitgeteilt, dass gegen mich das Todesurteil gefällt worden sei, und sie solle so gut sein und sich mit meinem Verteidiger in Verbindung setzen, da dieser seit der Verurteilung den Weg nicht mehr zu mir gefunden habe. Dieser Brief wurde bei der Zensur durch den Oberreichsanwalt von der Beförderung ausgeschlossen mit der Begründung, er enthalte unzutreffende und irreführende Mitteilungen über eine nicht öffentliche Hauptverhandlung des Volksgerichtshofes. Auch der Brief an meine Angehörigen, der ebenfalls durch die Gesandtschaft nach Hause geleitet werden sollte, wurde durch die Zensur des Oberreichsanwaltes beschlagnahmt und von der Beförderung ausgeschlossen. Es bestand für mich keine Möglichkeit mehr, die Wahrheit der Aussenwelt mitteilen zu können und von aussen Hilfe anzurufen. Ich war vollständig von jedem Verkehr mit der Welt abgeschnitten und buchstäblich im Totenhaus begraben.

Erst nach Wochen, nachdem meine Gesandtschaft den Verteidiger zur Berichterstattung aufgefordert hatte, bemühte sich dieser, mich zu besuchen, um mit mir die zu unternehmenden Schritte für die Einreichung des Begnadigungsgesuches zu besprechen. Wie sich bei diesem Besuch herausstellte, hatte mein Verteidiger vor seiner Wegreise in die Ferien doch noch ein Begnadigungsgesuch an die Privatkanzlei des Führers eingereicht. Er tat dies, ohne sich auch nur die geringste Mühe zu nehmen, mit mir darüber zu sprechen. Meine Gesandtschaft wünschte ausdrücklich dieses Gnadengesuch einsehen zu dürfen. Dafür musste der Verteidiger beim Oberreichsanwalt zuerst eine Bewilligung einholen. Bevor die Kopie

des nicht sehr geistreichen und eigentlich nichtssagenden Gnadengesuches meiner Gesandtschaft ausgehändigt werden durfte, mussten daraus noch einige Sätze gestrichen werden. Warum durfte die Gesandtschaft nicht einmal den Originaltext dieser farblosen Eingabe für die Begnadigung kennen lernen? Warum diese Geheimnistuerei?

Lag der nationalsozialistischen Justizmaschine so viel daran, sich mit Geheimnissen zu umgeben, um besser unbemerkt in aller Stille lästige Menschen aus der Welt zu schaffen? Glücklicherweise unternahm meine Gesandtschaft beim Auswärtigen Amt und beim Justizministerium zugunsten meiner Begnadigung Schritte, so dass ich doch nicht so sang- und klanglos beseitigt werden konnte, wie das offenbar geplant war.

An einem August-Samstag wurde eine Zellenrevision durchgeführt. Als Neuling wusste ich damals noch nicht, dass diese Zellenrevisionen gemacht werden, um die Gefangenen zu quälen, einzuschüchtern und oft körperlich zu misshandeln. Die Revision besorgten zwei Oberwachmeister und ein Hauptwachmeister, alles hundertprozentige Preussen. Der eine trug eine Leiter mit sich, die an die Fenstermauer angestellt wurde. Mit einem Hammer wurden die Eisenstäbe an der Fenstervergitterung abgeklopft, um zu kontrollieren, ob diese noch intakt seien. Dann wurden sämtliche Habseligkeiten, die in der Zelle vorhanden waren, einer genauen Kontrolle unterzogen. Zum Essen stand uns eine Schüssel aus imprägniertem Karton und ein Holzlöffel (Salatlöffel) zur Verfügung. Da die Imprägnierung des Kartons nicht lange hielt, drückte die Kaffee- oder Suppenbrühe beim Essen immer durch. Es war vorgeschrieben, die Kartonschüssel und den Holz-

löffel immer auf den gleichen Platz in dem kleinen Holzkästchen, das sich in der Zelle befand, zu legen. Als die Revision kam, befanden sich diese Sachen nicht auf dem vorgeschriebenen Platze. Schon brüllte mich ein Wachtmeister an:

«Können Sie keine Ordnung halten? Ich werde Ihnen schon noch Ordnung beibringen!»

Dann stellte der Beamte mit dem Finger ein wenig Staub im Holzkästchen fest. Er drehte sich um und hielt mir den Finger vor die Nase und schrie:

«Sie Schweinehund!»

Ich wollte zurückweichen, doch schlug mir der Rohling seine Hand mitten ins Gesicht. Gleichzeitig zischte er mich an:

«Wenn noch einmal die geringste Unordnung bei einer Zellenrevision festgestellt wird, so fliegen Sie für einige Tage in den Dunkelarrest!»

Ich stotterte in meiner Hilflosigkeit:

«Herr Oberwachtmeister, ich habe weder Staubtuch noch Putzlappen ...»

«Halt 's Maul zu!»

Die drei Beamten verliessen die Zelle und schmetterten die Türe hinter sich zu. Ich stand da und zitterte nach diesem brutalen Schlag und all den schweren Drohungen wie ein armes, geschlagenes Kind. Im Totenhaus versteht man, auch die stärksten Männer armselig und klein zu machen.

Jeden Abend mussten sämtliche Gegenstände, die sich in der Zelle befanden, zusammen mit den Kleidern auf den Sitzbock, der uns als Stuhl diente, gelegt werden. Dann wurde dieser Sitzbock neben die Zellentüre in den Gang

hinausgestellt. Nichts, auch gar nichts durfte während der Nacht vom Gefangenen in seiner Zelle zurückbehalten werden. Er behielt nur das Hemd und die Fesseln. Am Morgen mussten beim Öffnen der Zellentüre die Kleider und die übrigen Gegenstände zusammen mit einer Waschsüssel hereingenommen werden. Nach einer halben Stunde wurden die Waschsüssel und das Handtuch wieder abgeholt. Die Hosenträger durften nur während der Freistunde angezogen werden. Sonst hatten sie immer ausserhalb der Zelle zu bleiben. Offenbar hatten die Henkersknechte Angst, dass sich eines ihrer Opfer mit den Hosenträgern an den Gitterstäben aufhängen könnte. Obwohl alle zum Tode verurteilt waren, sollte das Todesurteil nur durch die Henkersknechte vollstreckt werden. Es war sehr schwierig, während des Tages die Hosen zu halten, ohne Hosenträger und ohne Gürtel rutschten sie immer hinunter, da man ohnehin während der Haft täglich magerer wurde.

Jeden Tag gab es auch hier eine Freistunde, wo die Gefangenen während einer Viertelstunde im Hof herum marschieren konnten. Wenn wir zur Freistunde geholt wurden, legte man uns die Fesseln an. Unter schwerer Bewachung kamen wir auf den Hof. Es bestand ein strenges Redeverbot, doch gab es auch hier immer wieder eine Möglichkeit, mit den andern Leidensgefährten im Verstorbenen einige Worte zu wechseln. Hier während der Freistunde konnte ich alle Insassen meiner Abteilung beieinander sehen. Es befanden sich viele wertvolle Menschen unter ihnen. Fast alle Nationen Europas waren vertreten. Das stärkste Kontingent stellten die Tschechen. Auch alle möglichen Berufe konnte man unter den Ge-

fangenen feststellen. Es gab da Ingenieure, Kaufleute, Schriftsteller, Ärzte, Professoren und vor allem ehemalige Offiziere der tschechoslowakischen Armee. Die intellektuellen Berufe waren neben den Offizieren weitaus am stärksten vertreten. Die jüdischen Häftlinge trugen auf ihrer Zuchthausuniform den gelben Stern und die Polen ein gelbes «P». Angehörige dieser beiden Völker konnten wir nur während wenigen Freistunden sehen. Von ihrer Verurteilung bis zur Hinrichtung verstrichen nur wenige Tage; auf eine Begnadigung hatten sie nicht zu hoffen. Diese armen Juden und Polen waren höchstens acht bis vierzehn Tage bei uns, bis sie unter das Fallbeil kamen. Beim Verlassen der Zelle, vor dem Treppenaufgang, befand sich in jeder Abteilung eine Tafel mit Schiebeziffern. Darauf konnte man lesen:

«Heutiger Bestand: 58.»

Das bedeutete, dass die Zahl der inhaftierten Todeskandidaten auf einer Abteilung an dem betreffenden Morgen 58 betrug. Jeden Vormittag erfolgte der Zugang, während am Nachmittag, den Winter über um halb ein Uhr, die zur Hinrichtung Bestimmten herausgeholt und als Abgang verzeichnet wurden. So konnten wir auf den drei oder vier zu durchschreitenden Abteilungen täglich den Abgang der Hingerichteten genau feststellen. Wie zermürbend war es für uns, wenn wir in der Freistunde beim Rundgang feststellten, dass an diesem Tage wieder fünf bis acht Leidensgenossen durch die Henkershand aus dem Leben gerissen worden waren! Im Vorbeigehen flüsterten die Gefangenen einander täglich die Zahl der Hingerichteten zu. Man las dann immer in dem blassen und kummervollen Gesicht des andern, wie dieser sich darüber



Gedanken machte, und jeder stellte sich die bange Frage: «Wann ist die Reihe an mir?» Oft habe ich festgestellt, wie grosse Menschen mit bedeutender geistiger Bildung und starker Willenskraft in Tränen ausbrachen, wenn sie die grossen Lücken sahen, die durch die Henker an einem einzigen Tag in unsere Reihen gerissen wurden. Die Freistunde war wohl für uns eine Abwechslung, weil wir für einige Minuten an die frische Luft kamen und andere Gefangene sahen. Doch sie war auch der aufregendste Moment des Tages, da man plötzlich Gefangene nicht mehr sah, mit denen man gestern noch gesprochen hatte. Wer diesen nervenzerreissenden Lebenskampf einige Monate mitgemacht hatte, musste schweren Schaden an Körper und Geist nehmen. Oft sah ich hochbegabte Intellektuelle, die nach einigen Monaten solcher Qualen nur noch völlig apathische Menschenruinen darstellten. Ich sah, wie rüstige Vierziger und Fünfziger hilflos zusammenbrachen oder nur noch als Wracks herumgingen.

Schwer und äusserst hart war die Freistunde für uns im Winter. In jenen kalten Dezembertagen wurde durch die Kälte gar mancher Gefangene seiner letzten Widerstandskraft beraubt. Immer wieder kam es vor, dass während des Rundganges ein Gefangener wie ein gefällter Baum zur Erde stürzte. Infolge der Fesselung konnte der Sturz nicht gemildert werden. Die diensttuenden Wachtbeamten schleppten solche zusammengebrochene Gefangene wie Holzsäcke weg. Sie verschwanden für immer. Wer einen solchen Zusammenbruch erlitten hatte, mit dem wurde «kurzer Prozess gemacht», wie sich ein Beamter ganz offen ausdrückte. Der Henker beeilte sich sehr, um noch sein Opfer zu erhalten, und wenn die Gefahr bestand, dass

ein Menschenherz von selbst zu schlagen aufhörte, so wurde alles getan, um noch vorher mit dem Fallbeil dem Verurteilten den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Keiner der Mitgefangenen durfte sich unterstehen, einem zu Boden gestürzten Kameraden zu helfen. Auch waren die meisten Gefangenen durch die schlechte Verpflegung, durch die Kälte und seelische Not derart mitgenommen, dass keiner riskierte, das Schicksal mit dem zu Boden Gestürzten zu teilen. Bei den vielen Zwischenfällen in der Freistunde konnte ich nur einmal beobachten, wie ein Hauptwachtmeister einem solchen Unglücklichen half und ihn unter dem Arm stützend wegführte.

Der überwiegende Teil der im Verlauf der zweiten Hälfte des Jahres 1942 auf meiner Abteilung an mir vorübergezogenen Todeskandidaten setzte sich aus tschechischen Offizieren und Intellektuellen zusammen. Ich glaube nicht, dass von diesen in die Tausende zählenden Menschen auch nur ein einziger heute noch am Leben ist. Die Hoffnung dieser Tschechen auf Rettung, die nach fünf oder sechs Monaten Haft im Totenhaus glaubten, die Todesgefahr überstanden zu haben, erfüllte sich nicht. Alle diese grossartigen Menschen, darunter ein erster und weltbekannter Prager Chirurg, sind dem Fallbeil zugeführt worden. Mancher dieser Ärmsten zeigte mir die Photographie seiner Familie und sprach davon, wie er nur deshalb verhaftet worden sei, weil er seiner Heimat treu blieb. Es ging den Nationalsozialisten nicht darum, politische Verbrecher abzuurteilen, sondern offensichtlich um die Ausrottung des Tschechentums. Nie mehr in meinem Leben werde ich diese Menschen, die geistige Elite eines grossen Volkes, vergessen können.

*Meine Leidens-Kameraden sterben  
durch das Fallbeil*

Der mit mir zum Volksgerichtshof geführte Rheinländer, mein Zellennachbar, schied ebenfalls sehr bald von uns. Nach kaum zwei Monaten war sein Ende da.

Der zweite Zellennachbar, der Sudetendeutsche aus Karlsbad, welcher ebenfalls mit mir zum Volksgerichtshof gefahren war, blieb bis zum 4. Dezember 1942 bei uns. An einem Freitagmittag um halb ein Uhr wurde der Unglückliche von den Henkersknechten aus der Zelle geholt. Seine letzte Stunde war gekommen. Diese Stunden und Tage waren für mich schrecklich, voller Kummer und Tränen; denn der Sudetendeutsche war mir als lieber Kamerad ans Herz gewachsen. Noch an diesem Freitag Vormittag erzählte er mir, er habe nun begründete Hoffnung, dass ihm ausnahmsweise eine Revision des Prozesses bewilligt werde. Ich hatte auch Einblick in seine schriftlichen Unterlagen genommen. Wie er mir seinerzeit schon auf der Rückfahrt von der Gerichtsverhandlung erzählte, hatte ihn ein Officialverteidiger vor Gericht vertreten. Auch er war der Meinung, der Ausgang der Gerichtsverhandlung wäre besser gewesen, wenn er auf einen Officialverteidiger verzichtet und sich selbst verteidigt hätte. Nach mehreren dringenden Bitten suchte ihn der Verteidiger am 2. Dezember im Gefängnis Berlin-Plötzen-

see auf. Dieser hatte ihm mitgeteilt, das Begnadigungsgesuch sei abgelehnt, hingegen gleichzeitig positiv zugesichert, eine Revision des Prozesses durchzusetzen. Entweder hatte der Verteidiger gar keinen Begriff von der serienweisen Vollstreckung der Todesurteile, oder aber er steckte mit den Henkern unter der gleichen Decke und versuchte lediglich seine Klienten hinzuhalten und zu vertrösten. Ähnlich verhielt es sich ja bekanntlich auch mit meinem Verteidiger. Ich hatte die Kopie des Gnadengesuches dieses Officialverteidigers meines armen Kameraden eingesehen. Es war ein Geschäftsbrief, aber kein Gnadengesuch, welcher den «hohen richterlichen Entscheid» ausdrücklich sanktionierte und sich jeglicher Widerlegung der dem Verurteilten zur Last gelegten Vergehen enthielt. In einem persönlichen Schreiben an die Privatkanzlei des Führers bat mein armer Kamerad noch in den letzten Wochen seines Lebens, man möge sein Gnadengesuch berücksichtigen, damit sein Sohn sein juristisches Studium beenden könne und dessen im deutschen Heer angetretene Offizierslaufbahn durch die Vollstreckung des Urteils nicht abgebrochen werde. Für sich verlangte er bereits nichts mehr, sondern er bat nur für seinen Sohn. Der einst rüstige und starke Mann, erst zweiundfünfzig Jahre alt, war in diesen Wochen seines Aufenthaltes im Totenhaus völlig apathisch geworden. Als ich hörte, wie er aus der Zelle geholt wurde, brach ich buchstäblich zusammen; ich weinte fassungslos und schmerzerfüllt. Wir hatten uns jeweils am Nachmittag durch Klopfen an der Wand mit Morsezeichen verständigt, Jetzt klopfte ich vergebens, mein Kamerad gab keine Antwort mehr. Einige Stunden später erhielt ich aus dem

Mund eines Kalfaktors die Bestätigung der Hinrichtung. Obwohl jeder beim Abführen eines Kameraden bei sich dachte: «Nur mich nicht!» so bedeutete das Abholen der Verurteilten durch die Henkersknechte jeden Tag eine neue schwere seelische Belastung. Durch die gemeinsamen Leiden waren wir Gefangene nicht nur Leidensgefährten, sondern Kameraden geworden. Wenn wieder einige von uns genommen wurden, so war das immer ein schwerer Schlag für die ganze Gemeinschaft.

Während der Sommerszeit wurden die für die Hinrichtung Bestimmten schon morgens früh um fünf Uhr aus den Zellen geholt. Dagegen während der Winterszeit holte man die Verurteilten über Mittag ab, und jeder hörte deshalb, wenn sein Nachbar zum Fallbeil geschleppt wurde. Ein jeder hatte damit zu rechnen, dass auch sein Ende näher rücke.

*«Der Scharfrichter wird bald  
seines Amtes walten!»*

Nochmals muss ich hier auf die Brutalität des grössten Teils der Wachtmannschaft zurückkommen. Diese übte ihr Amt nicht nur aus, weil sie musste, sondern weil es ihr Freude machte und Gelegenheit bot, wehrlose Menschen zu quälen. In der Freistunde, beim Entgegennehmen der Mahlzeiten, beim Fesseln oder Entfesseln, bei der Zellenrevision, beim Abklopfen der Vergitterung oder beim Verteilen frischer Wäsche, immer kam diese Grausamkeit zum Vorschein. Konnte einer während der Freistunde den Schritt nicht einhalten, hatte ein Gefangener eine Verletzung oder eine Schwäche, so brüllten die Beamten:

*«Der Scharfrichter wird bald seines Amtes walten!»*

Mit welcher Menschenverachtung diese Beamten ausgestattet waren, bewiesen sie beim Verteilen der frischen Wäsche. Die Wäsche wurde auf die Schwelle der Zellentüre gelegt; aber der Gefangene konnte sie dort nicht holen, sondern der Wachtbeamte beförderte die frische Wäsche mit einem Fusstritt in die Zelle hinein. Schon bevor der Gefangene die Wäsche anziehen konnte, wurde sie durch die Stiefel der Wachtbeamten beschmutzt.

In den Herbst- und Wintermonaten des Jahres 1942 lebten diese kleinen und höhern Beamten im Siegestaumel.

Es war noch vor Stalingrad und vor der Niederlage in Afrika. Keine von diesen Kreaturen dachte daran, jemals für seine Grausamkeiten Rechenschaft ablegen zu müssen. Jeder hoffte, Karriere machen zu können, indem er die übrigen Beamten an Brutalität gegenüber den Gefangenen zu überbieten versuchte. Wie oft ging ein Erzittern durch meinen Körper, wenn ich abends einem solchen Beamten die Hände zur Fesselung hinhalten musste. Meistens ohne Grund wurde ich angeschrien und mit Drohungen überschüttet. Jeden Abend war man dankbar, wenn die Abschlussprozedur ohne Tobsuchtsausbruch des Wächters vonstatten ging. Befand sich unter diesen Rohlingen ein weisser Rabe, der auf irgendwelche Weise sein Mitgefühl gegenüber den Gefangenen zeigte, so wurde er von oben gemassregelt.

Einer dieser brutalsten Beamten wurde am 1. Januar 1943 vom Oberwachtmeister zum Hauptwachtmeister befördert. Wir nannten ihn den «kleinen König». Dieser Beamte war nicht nur der Schrecken aller Gefangenen, sondern er wurde selbst von seinen Amtskollegen gefürchtet. Seine Zellenrevisionen waren jedesmal ein schäumen des Überborden seiner Grausamkeit. Seine Spezialität bestand darin, in der Zeit, da sich der Gefangene in der Freistunde auf dem Hofe befand, in die Zelle zu gehen und dort alles, was nicht niet- und nagelfest war, auf den Boden zu werfen. Wenn man dann in die Zelle zurückkam, war es fast eine Unmöglichkeit, mit den gefesselten Händen die Ordnung rasch wieder herzustellen. Einmal bedrohte mich dieses Scheusal mit der Strafe der Herabsetzung meiner Tagesration an Flüssigkeit und Essen auf total einen halben Liter, weil er behauptete, das in meiner Zelle sich

**Gerichtskasse  
Hloabill**

Berlin N. W. 40,  
Turmstraße 91,

den 8. 8. 19 42

**Postcheckkonto Berlin 34564**

(Angabe der Konten)

Sprechender: *J. P. 12/8*

Kassenstunden von 9 bis 13 Uhr.

Die Namen und Unterschriftsproben der bei Quittungen zur Unterschriftserteilung berechtigten Beamten sind im Kassenraum ange schlagen.

Kassenzeichen:

**22098 42**

Es wird gebeten, dieses Kassenzeichen bei Einbringung oder Überweisung anzugeben.

Sie werden ersucht, die umstehend berechnete Kostenschuld von

220 R.M. 14 Pf.

binnen einer Woche auf eines der oben bezeichneten Konten der Gerichtskasse postgebührenfrei einzuzahlen oder zu überweisen (Kassenzeichen angeben!).

Die Zahlung kann auch unter Vorlage dieser Rechnung im Geschäftszimmer der Gerichtskasse Berlin N. W. 40, Straße Turmstraße 91 geleistet werden.

Der Betrag 220 R.M. 14 Pf. ist kostenmarken entrichtet werden.

Der Überbringer dieser Rechnung ist zum Empfang des Geldes nicht berechtigt.

Nach Ablauf der Zahlungsfrist ist die zwangweise Einziehung ohne weitere Mahnung zulässig.

Durch die Zahlung wird die Erinnerung oder Beschwerde gegen den Kostenanfall nicht ausgeschlossen. Erinnerung oder Beschwerde entbinden aber nicht von der Verpflichtung zur vorläufigen Zahlung des angeforderten Betrags.

*Kodwan*  
Quittung.

R.M. 14 Pf. - i. B.:  
erhalten. EGSt. A Nr. ....

R.M. 14 Pf. -

den 8. 8. 19 42

Gerichtskasse

Dienstempel

**Kost. 3.** Reinschrift der Kostenrechnung. (§ 26 Abs. 5 Kost[RG].)

Buchdruckerei Reinhold Kühn N. G., Berlin SE 68



befindliche Klosett sei nicht sauber. Tatsächlich handelte es sich um ein altes, verrostetes Klosett, von dem sich ganze Schuppen Rost loslösten. Das Innere der Klosettschüssel war völlig zerschlagen. Trotzdem habe ich das Klosett jeden Tag vorschriftsgemäss mit Sand gereinigt. Nachdem der Beamte mir Strafen angedroht hatte, fügte er noch die Bemerkung hinzu:

«Ihr müsst bei Euch zu Hause in der Schweiz ja schöne Schweinehunde sein!»

Oft versuchte ich verzweifelt, den Leidensgefährten neuen Mut und frische Kraft zu geben, indem ich sie darauf hinwies, Hilfe bei unserem Allmächtigen im Himmel zu erfliehen. Viele hatten allerdings das Beten völlig vergessen und verlernt. Aber doch ist diese erschütternde und grausame Leidenszeit bis zur Hinrichtung von manchem nur ertragen worden, weil er auf Gottes Liebe und Kraft vertraute. Ich selbst habe mich in meiner grössten Lebensnot an Gott gewendet, ich durfte Wunder dieser himmlischen Macht entgegennehmen. Meinen Konfirmationspruch, Römer I, Vers 16<sup>1</sup>, den ich leider selbst so viele Jahre in Vergessenheit geraten liess, habe ich in dieser Zeit manchem völlig Verzweifelten ans Herz gelegt.

Meine Abteilung besass dreiunddreissig Zellen. Die meisten davon waren mit zwei Gefangenen belegt. Als Nachfolger meines Kameraden zu meiner Linken kamen zwei tschechische Offiziere im Alter von fünfunddreissig und vierzig Jahren in die Zelle. Es waren sehr begabte und aufgeweckte Männer. In die Zelle zur Rechten wurde ein tschechischer Ingenieur aus Pilsen gebracht. Dieser war

<sup>1</sup> «Und ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig machet alle, die daran glauben.»

zusammen mit seinen Eltern Besitzer eines der bedeutendsten Elektroapparate-Unternehmen und Radiobau-Geschäftes in Pilsen. Meine neuen Nachbarn befanden sich schon über anderthalb Jahre in Untersuchungshaft und waren, bevor sie nach Berlin-Plötzensee kamen, zuerst in einem Gefängnis in Ostpreussen. Sie sind alle durch den Volksgerichtshof zum Tod verurteilt und dem Henker ausgeliefert worden. Der Elektroingenieur hatte zu Hause einen Radio-Sendeapparat verkauft, was seine Verhaftung und Verurteilung nach sich zog. Er zeigte mir die Bilder von seiner Frau, seinen Kindern und Eltern. Trotz dem Todesurteil hoffte er auf seine Rettung, weil er glaubte, das Kriegsende stünde unmittelbar bevor. Längere Zeit hatte man diesen Mann in Bayern in einem Werke für den Bau elektrischer Apparate als Kriegsgefangener beschäftigt. Er wurde dort von seinem Arbeitgeber sehr geschätzt und durch reichliche Verpflegung belohnt. Seit seiner Verhaftung waren über zwei Jahre verflossen. Die Untersuchungshaft war für ihn noch erträglich, da er in Bayern arbeitete und gut zu essen bekam. Umso härter traf ihn jetzt nach der Verkündung des Todesurteils die schwere Last in unserm Gefängnis. Seine Angehörigen, namentlich der Vater, der eine angesehene Stellung innehatte, unternahmen alles, um ihn zu retten. Auch sein tschechischer Rechtsanwalt in Berlin unternahm alle erdenklichen Schritte, jedoch ohne Erfolg. Dieser feingebildete, intelligente und empfindsame Mensch wurde mit der gleichen Grausamkeit behandelt wie wir alle. Er hatte, wie wir auf dieser Abteilung, tagsüber Zwiebackpackungen zu kleben. Nur unter Aufwand seiner ganzen Kraft gelang es ihm, die Leidenszeit im Totenhaus zu überstehen. Da-

bei hoffte er immer wieder, seine Kinder und seine Heimat nochmals sehen zu können. Kurz vor Ostern wurde auch dieser Gefangene aus der Zelle geholt und mit dem Fallbeil hingerichtet. Er starb in der Überzeugung, sein Heimatland werde einst wieder frei und stark auferstehen. Er starb zudem als überzeugter Christ, im Glauben an die Gerechtigkeit und in der Hoffnung, es möge nach der schweren Nacht, die sich auf die Völker Europas gesenkt hatte, der Morgen kommen und die Sonne neu aufgehen. Diesen lieben Kameraden werde ich mein ganzes Leben in bester Erinnerung behalten.

Wie die meisten Gefangenen auf meiner Abteilung musste ich tagsüber Zwiebackpackungen kleben. Dazu wurde mir noch ein besonderes Amt zugewiesen. Man beförderte mich zum «Kellenputzer» der Abteilung. Es waren jeden Tag nach der Essensverteilung je eine 1-,  $\frac{3}{4}$ -,  $\frac{1}{2}$ -,  $\frac{1}{4}$ - und  $\frac{1}{8}$ -Liter-Schöpfkeile zu reinigen. Da das Essen vollständig fettlos gekocht wurde, liefen diese Schöpfkellen sofort nach der Verteilung des Essens rostig rot an. Man sagte mir auch, es befänden sich im Essen chemische Nährsalze, die eine sofortige Rostbildung zur Folge hatten. Ich durfte nun diese Kellen täglich mit Sand und Wasser reinigen. Nachher mussten sie blitzblank poliert werden. Das war immer eine grosse Arbeit, doch sie war für mich ein Segen. Während der Winterszeit verschaffte ich mir durch diese Arbeit etwas Bewegung und Wärme. Zudem erhielt ich für diese Sonderarbeit durch die Kalfaktoren bei jeder Mittagessen-Verteilung eine Zulage von einem Viertelliter Brühe. Das war in dieser Hungerszeit geradezu ein Geschenk vom Himmel. Den Kalfaktoren gegenüber, die mir dieses Amt verschafft

hatten, empfand ich tiefste Dankbarkeit. Ich bemühte mich auch, dieses Amt zu behalten und zur völligen Zufriedenheit meiner Kalfaktoren auszuüben. Es war für mich eine grosse Ehre, zu hören, dass nur auf meiner Abteilung derart silberblank polierte Kellen anzutreffen seien. So bescheiden wird man nach einigen Monaten Haft im Totenhaus!

Wenn ich vorhin von einer Hungerszeit sprach, so kann man diese mit Worten kaum schildern. Ein Liter Kohlraben in Wasser gekocht, ohne Fett- oder Fleischbeigabe, im Winter und in einer kalten Zelle, war für uns ausgehungerte Menschen eine vollständig ungenügende Nahrung. Sie reichte knapp aus, um die Gefangenen so lang am Leben zu erhalten, bis sie unter das Fallbeil kamen. Wir haben in diesem Winter unsere Kartonschüssel täglich mit dem Finger ausgekratzt und mit der Zunge ausgeleckt. Später, im Frühjahr, wurde die Nahrung noch schlechter.

Am Weihnachtsabend, am 24. Dezember, erhielten wir zum erstenmal ein besseres Nachtessen. Es gab eine dicke Kartoffelsuppe, und zwar die grössere Ration mit der Dreiviertelliter-Kelle. Diese dickere Suppe war für uns Gefangene geradezu ein Festessen, da monatelang nur eine dünne Wassersuppe verabreicht wurde. Auch am Silvesterabend, am 31. Dezember 1942, bekamen wir nochmals eine solche dicke Kartoffelsuppe.

Für die Weihnachts- und Neujahrstage galt die gleiche Ordnung wie für die üblichen Sonntage. Bereits um halb fünf Uhr abends fesselte man uns, die Verdunkelung wurde angebracht und Bettruhe angeordnet. Das bedeutete für uns, dass wir während vier Tagen vorzeitig in

Fesseln kamen. Durch die lange Bettruhe ging die Zeit sehr langsam vorüber. Damit wir uns jedoch nicht in einer trügerischen Feststimmung wiegen konnten, ordneten die Beamten auf die Nachmittage des 24. Dezember und 31. Dezember ausserordentliche Zellenrevisionen an. An diesen Tagen fanden keine Hinrichtungen statt. Hingegen quälte man uns Gefangene mit diesen Zellenrevisionen. Die Beamten erschienen mit der Leiter und klopften mit dem Hammer nicht nur die Eisenstäbe am Fenstergitter, sondern auch das Bettgestell ab. Alles wurde herausgerissen, abgetastet und auf den Boden geworfen. So wollten uns diese Beamten auch an den Festtagen in Erinnerung rufen, dass wir wehrlos und ihrer Gewalt und Brutalität ausgeliefert seien.

Das Weihnachtsfest im Gefängnis und in Fesseln begehen zu müssen, ist für jeden Menschen hart. In unserer Lebensnot war es schwer, unseren gemarterten Seelen den beglückenden Weihnachtsfrieden zu geben. So mancher hat Einkehr gehalten und an diesem Tage zu Gott gefleht, da ihm keine menschliche Macht mehr Hilfe bringen konnte, und sich der Bestimmung und der Grösse des Weihnachtsfestes, des Friedensfestes für alle Menschen, erinnert.

Trotz aller Not und Kälte waren diese Weihnachtstage für mich wahre Festtage. Denn wenige Tage vor Weihnachten besuchte mich ein zweiter Rechtsanwalt, den ich nach dem Versagen meines ersten Verteidigers durch meine Gesandtschaft zuziehen konnte. Dieser teilte mir mit, es seien zwischen der Schweizerischen Gesandtschaft und dem Auswärtigen Amte Verhandlungen im Gange. Er habe deshalb in meiner Angelegenheit keine weiteren

Schritte mehr zu unternehmen. Wohl niemand kann sich meine Freude und Dankbarkeit vorstellen, als ich diese Kunde vernahm! Ich kann mit blossen Worten nicht sagen, wieviel Ruhe, Glück und Frieden mit dieser wahren Weihnachtsbotschaft in meinem Herzen eingekehrt sind. Neuer Lebensmut kehrte in mir zurück, neue Hoffnung auf meine Rettung schöpfte ich aus dieser frohen Nachricht.

### *Tschechische Patrioten werden hingerichtet*

Die erste Woche des neuen Jahres begann mit neuen Verschärfungen in der Behandlung der Gefangenen. Die Beförderung des «kleinen Königs» zum Hauptwachtmeister sowie einiger anderer Beamten löste unter den Nichtbeförderten und Übergangenen einen förmlichen Wettlauf aus. Durch brutalste Behandlung der Gefangenen versuchten diese Beamten ebenfalls voranzukommen und befördert zu werden. Ein Oberwachtmeister, der im letzten Weltkrieg Hauptmann war, wurde durch das Übergehen seiner Person bei den Beförderungen zu einer wahren Furie. Er versuchte durch bestialische Behandlung der Gefangenen und durch ständiges Brüllen sein Talent zu beweisen, um ebenfalls recht schnell zu den Beförderten zu gelangen. Eine kleine Beruhigung dieser brüllenden Beamten trat erst ein, als das deutsche Afrika-Korps zusammenbrach und liquidiert wurde. Nach jener militärischen Katastrophe war vorübergehend eine fühlbare Erleichterung in der Behandlung durch diese Beamten festzustellen.

Der Kalfaktor meiner Abteilung, der ein gutes Herz gegenüber den unglücklichen und gequälten Menschen besaß, wurde in diesem Januar seines Amtes enthoben. In seiner Zelle hatte er eine Zigarette geraucht und wurde

dabei erwischt. Im Privatleben war er Kaufmann und im Militär Hilfspolizist. Durch seine menschliche Haltung gegenüber den Kriegsgefangenen machte er sich der Verletzung von Dienstvorschriften schuldig und wurde deshalb zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Er kannte den Tag seiner Haftentlassung genau; aber gleichwohl wurde er durch diese ständigen Hinrichtungen im Gefängnis aufs Tiefste erschüttert. Für ihn war es eine Qual und Strafe, monatelang mit diesen zum Tode Verurteilten eingesperrt zu sein und machtlos diesem Massenmorden zusehen zu müssen.

Eines Abends in einer der ersten Januarwochen wurde plötzlich die Zellentüre geöffnet und mein Name aufgerufen. Schon glaubte ich, meine letzte Stunde habe geschlagen. Da mir keine Erklärung für dieses Aufrufen gegeben wurde, rechnete ich mit der bevorstehenden Hinrichtung. Das war geradezu unfassbar für mich, weil man mir vor Wochen Hoffnung auf Befreiung gemacht hatte. Ich musste mich mit zwei andern Gefangenen vor dem Kommandoturm aufstellen. Dann wurden wir durch mehrere Höfe in ein altes Gebäude geführt. Wie atmete ich auf, als sich herausstellte, dass hier der Gefängniszahnarzt war! Schon sechs Wochen vorher hatte ich ein Zahnleiden gemeldet und wiederholt über starke Zahnschmerzen geklagt. Jetzt, nachdem ich schon keine Schmerzen mehr verspürte, brachte man mich zum Zahnarzt, der nun allerdings sehr kurzen Prozess machte. Die ganze Behandlung bestand darin, dass er mir den Zahn einfach ausriss. Nachher brachte man mich wieder in die Zelle zurück.

Ich kann die vielen Hunderte wertvoller Menschen, die in diesen Monaten an mir vorbeigezogen und zur Hinrich-



tung geführt wurden, nicht alle einzeln erwähnen. Es befanden sich grosse, charakterstarke, mutige Menschen darunter, die mit stolzem und erhabenem Haupte und dem sichern Bewusstsein, sich niemals dem Nationalsozialismus gebeugt zu haben, zum Schafott schritten. Aber noch mehr gab es völlig gebrochene und apathisch gewordene Menschen, von denen ich Abschied zu nehmen hatte. Ihre körperlichen und geistigen Kräfte waren in jahrelanger Haft systematisch gebrochen und zerstört worden. Für manche von ihnen war der Gang zum Schafott fast eine Erlösung von einer unendlich langen Qual und Bedrängnis. Das tägliche Abschiednehmen von so vielen Kameraden und Leidensgefährten erschütterte mich aufs Tiefste und unterwühlte den letzten Rest meiner Lebenskraft.

Ein sehr schwerer Schlag wurde mir durch die Hinrichtung meines lieben tschechischen Kameraden zur Rechten, kurz vor Ostern, versetzt. Obwohl ich auf meine Errettung hoffte, zehrten die Unterernährung und die ständige seelische Not meine letzten Kräfte auf. Ich erlitt einen Nervenzusammenbruch. Mehrmals glaubte ich auch, die Sinne zu verlieren. In diesen qualvollen Tagen und Wochen brachten einige wenige Beamte, die sich von den übrigen brutalen Schergen unterschieden, für meine grosse Not menschliches Empfinden und Verständnis auf. Am 5. Mai gab man mir einen Gefährten in die Zelle, damit ich die drohende geistige Umnachtung und das Absterben von Geist und Körper überstehen konnte. Es war höchste Zeit; denn ich war mit meinen Kräften vollständig am Ende angelangt.

In diesen Tagen des Monats Mai wurden auch die beiden

tschechischen Offiziere zu meiner Linken dem Henker übergeben und hingerichtet. Sie hatten noch Hoffnung auf Rettung bis zuletzt – doch leider alles Illusionen! Der eine von ihnen erzählte mir, er habe aus seiner Heimat Besuch erhalten und erfahren, die Not und die Empörung wären dort so gross, dass der Zusammenbruch und die Revolution nur noch eine Frage von wenigen Wochen wären.

Diese beiden Offiziere im Alter von fünfunddreissig und vierzig Jahren hofften auf ihre Befreiung und Heimkehr. Wie furchtbar und hart war es für sie, als sich um die Mittagstunde die Zellentüre öffnete und die Henkersknechte sie zum letzten Gang herausholten!

Mein erwähnter Zellengenosse war der sozialistische Bürgermeister einer Vorortsgemeinde der zweitgrössten tschechischen Stadt. Er stand im Alter von zweiundfünfzig Jahren und war ein sehr ruhiger und überlegter Mensch. Das Zusammenleben, die Unterhaltung mit diesem Manne richtete mich wieder auf und gab mir neue Kräfte. Obwohl mein Kamerad nicht gut deutsch sprach, konnten wir uns bald mit Hilfe eines Langenscheidt über alle Fragen einwandfrei verständigen. Seine Verhaftung erfolgte im Juli 1942 in Pilsen. Ende April 1943 wurde er vom Volksgerichtshof in Berlin zum Tode verurteilt. Er erzählte mir, seine Untersuchungshaft sei eine furchtbare Leidenszeit gewesen, da er nach allen Regeln der Kunst gequält und gefoltert wurde. Man wollte ihn gefügig machen, um bestimmte Auskünfte zu erhalten und wichtige Aussagen aus ihm herauszupressen. Man verlangte von ihm, seine tschechischen Genossen, die zusammen mit ihm den Widerstand gegen die Nazi-Herrschaft organi-

sierten, zu verraten. Doch er verweigerte jegliche Aussage. Während vielen Wochen wurde er jede Nacht um ein Uhr, zwei Uhr und drei Uhr morgens zur Einvernahme aus der Zelle geholt, um ihn durch den Entzug des Schlafes schwach und gefügig zu machen. Man stellte ihn in der Kleidung unter kaltes Wasser und schlug ihn dann mit dem Gummiknüppel, bis er zusammenbrach. Wochenlang war nur eine Holzpritsche sein Lager. Jede zweite Woche war als Fastenwoche eingeschaltet, wo er geschmärlerte Kost und jeden zweiten Tag nur Wasser und Brot erhielt. Dieser Mann war nicht zu beugen. Trotz allem Foltern blieb er aufrecht und standhaft. Er war den vielen Freiheitskämpfern in der Tschechoslowakei nicht nur mit Rat und Tat beigestanden, sondern galt sicher als einer ihrer Besten. Er kannte jene Patrioten, denen der SS-Führer Heydrich in Prag zum Opfer fiel. Die Gestapo konnte jedoch von ihm keinen Namen und keine Anhaltspunkte erpressen.

Dieser tschechische Patriot, ein Idealist und wirklicher Held, half mir, mich geistig wieder aufzurichten und neuen Mut zu schöpfen. Oft setzte er mir auseinander, dass er gerne sterbe, wenn er nur wisse, dass sein tschechisches Heimatland wieder frei werde und neu aufstehe. Im Februar 1943 wurde mir das Abonnement einer Zeitung bewilligt, und zwar dasjenige der «Deutschen Allgemeinen Zeitung». Jetzt hatten wir immer Nachrichten von der Aussenwelt und konnten auch die Lage an den Fronten verfolgen. Wie furchtbar langsam ging es für uns vorwärts nach dem Zusammenbruch des Afrika-Korps, den Landungen in Lampedusa, Pantelleria und Sizilien, bis endlich die Alliierten auf dem italieni-

schen Festland Fuss fassten! Für uns hätten die Soldaten der alliierten Armeen mit Siebenmeilenstiefeln ausgerüstet sein sollen! Alle Karten von den Fronten rissen wir aus der Zeitung und versteckten sie in der Bibel, um zu jeder Stunde sie herausnehmen und über die Frontenlage diskutieren zu können. Die Zeitung musste jeden Tag bei Empfang der neuen Nummer zurückgegeben werden. Mein Kamerad rechnete aus, er könne das Kriegsende noch erleben, wenn er noch fünf bis sieben Monate Zeit bis zur Hinrichtung hätte, wie das bei andern tschechischen Offizieren der Fall gewesen war. Von der Wiederauferstehung einer freien Tschechoslowakei war mein Zellenkamerad hundertprozentig überzeugt. So oft wiederholte er mir die Worte:

«Mögen diese Nazi mit mir machen, was sie nur wollen, sprechen werde ich niemals! So lang auch nur ein einziger Tscheche noch lebt, so lange wird gegen die Deutschen gekämpft!»

Auf die Sudetendeutschen war er selbstverständlich nicht gut zu sprechen, und oft sagte er in drohendem Tone:

«Der Tag wird bald kommen, wo Sudetendeutsche und andere Verräter nicht mehr als Tschechen zählen werden!»

Dieser liebe Kamerad erzählte mir auch, dass einige tschechische Ortschaften von der Besetzungsmacht nach dem Attentat auf Heydrich vollständig vernichtet worden seien. Nur die Kinder bis zum Alter von zwölf Jahren habe man abziehen lassen. Die ganze übrige Bevölkerung, darunter Frauen und Greise, habe in den Wohnstätten bleiben müssen. Nachher sei die ganze Ortschaft mit Spreng- und Brandbomben zusammengeschossen und niedergebrannt

worden. Kein einziger Tscheche habe lebend eine solche Ortschaft verlassen können. Mein Zellengefährte bedeutete für mich geradezu ein Symbol des harten und schweren Kampfes eines ganzen Volkes für seine Freiheit und Unabhängigkeit.

An einem Samstagabend, es war kurz vor Pfingsten 1943, wurde plötzlich die Zellentüre aufgerissen, zwei von Brutalität besessene Wachtbeamte stürzten auf uns los und bedrohten uns mit Schlägen. Wir waren beide völlig ahnungslos und wussten nicht, warum dieser Wutausbruch über uns kam. Den Grund erfuhren wir bald: Das Nachtlager, der Strohsack meines Kameraden befand sich unter der Fenstermauer statt längsseits der Wand gegenüber von mir. Man drohte uns mit Dunkelarrest und Schlägen wegen dieser Bagatelle.

Fast in jeder Nacht gab es jetzt Fliegeralarm, und wir hörten in der Ferne das Abwehrfeuer der Flakbatterien. Mein Zellenkamerad geriet bei jedem Fliegerangriff in einen Freudentaumel, hoffte er doch, dass solche Angriffe das Ende des Nationalsozialismus beschleunigen würden. Die Bombardemente von Ende Februar und vom 1. März 1943 hatten uns in Berlin-Plötzensee nicht direkt betroffen. Allerdings nahmen wir an, dass es einen grossem Luftangriff gegeben habe, da das Abwehrfeuer volle zwei Stunden dauerte. Am frühen Abend des 1. März fiel auf die Küche unseres Gefängnisses eine Brandbombe und verursachte einen Brand. Das Feuer konnte jedoch bald niedergekämpft werden. Gleichzeitig fiel ein Blindgänger in unsem Gefängnishof. Am darauffolgenden Mittwoch hatten wir keine Freistunde, da der Blindgänger entfernt werden musste. Es handelte sich um eine Fünfhundert-

kilobombe. Nach einwandfreien, mir zugegangenen Nachrichten betrug die Zahl der Opfer beim Bombardement vom 27. Februar 1943 in Berlin bereits eintausendzweihundert Tote. Die nationalsozialistische Presse schwieg jedoch alles tot. Gegen das Frühjahr zu nahmen die Fliegerangriffe immer grossem Umfang an, und mein Zellenkamerad, der tschechische Freiheitskämpfer, setzte auf sie grosse Hoffnungen.

Am 25. Juli 1943 wurde mein lieber Kamerad weggeholt. Ein Hauptwachtmeister trat um Mittag, kurz nach unserer armseligen Mahlzeit, in die Zelle mit der Affiche in der Hand, auf der Name und Geburtsdatum meines Kameraden standen. Unter der Türe hatte ein junger, brutal aussehender SS-Beamter Aufstellung genommen. Es ging alles sehr rasch; mein Kamerad konnte nicht einmal mehr Abschied von mir nehmen. Er musste seine Woldecken, sein Essgeschirr und die Papiere zusammenpacken und sofort den Henkern vorausgehen. Er starb noch am gleichen Tag unter dem Fallbeil, als Held und im Bewusstsein, für die Freiheit seines Landes und seines Volkes gearbeitet und gekämpft zu haben. Der mir während meiner furchtbaren Leidenszeit so sehr ans Herz gewachsene Zellengefährte hatte mir vorsichtshalber schon früher das Versprechen abgenommen, im Falle meiner Errettung zur gegebenen Zeit dann seine Angehörigen von seinem Ende in Kenntnis zu setzen. Das werde ich auch tun. Doch hier soll auch die Öffentlichkeit von der tapferen Haltung dieses freiheitsliebenden Tschechen Kenntnis erhalten. Es wäre falsch, zu glauben, dieser Mensch habe nur vom Hass und vom Kampfe gegen die Nazi gesprochen. Mit ebenso viel Liebe und Gründlichkeit

sprach er auch mit mir über seine grosse Bienenzucht und andere ideelle Dinge und über die Verwirklichung von Projekten, die der Hebung des Wohlstandes seines Volkes dienen könnten. Die Befreiung von der Nazi-Herrschaft betrachtete jedoch dieser Mann als erste Voraussetzung für eine gedeihliche Fortentwicklung nicht nur seines Volkes, sondern der Völker Europas überhaupt.

gericht

— Staatsanwaltschaft —

Geschäftsnummer: .....

Teil- **Kostenrechnung**

in der Straf- Sache gegen Stämpfli

Gfd. Nr.	Gegenstand des Kostenansahes und Hinweis auf die angewandte Vorschrift	Wert des Gegenstandes <i>R.M.</i>	Es sind zu zahlen	
			<i>R.M.</i>	<i>R.H.</i>
1	2	3	4	
	Gebühr gemäß §§ 49, 52 des GKG für Todes- strafe: 300 RM hiervon		228	141



### *Totalmobilmachung im Zuchthaus*

Die erste Totalkriegsmobilmachung in Deutschland nach der Niederlage von Stalingrad und nach der Landung der Alliierten in Nordafrika bekamen auch wir Gefangene zu spüren. Unsere Socken und Holzschuhe wurden eingezogen. Ein Beamter teilte mir vertraulich mit, dass alle Socken und Schuhe, überhaupt alles Entbehrliche für die Armee und für die Lazarette gebraucht werde. Obwohl es offiziell hiess, im Herbst 1943 würde man uns die Socken und die Holzschuhe wieder aushändigen, meinte dieser Beamte, man könne erst eine Wiederverteilung dieser Gegenstände in den Gefängnissen erwarten, wenn der Endsieg errungen und das Kriegsende herbeigeführt sei. An Stelle der Holzschuhe erhielten wir Holzböden, die nur mit einem Lederriemen versehen waren. Die meisten von uns gingen während der Freistunde barfuss, da es beim Tragen dieser Holzböden sofort Fuss Verletzungen gab und die nackten Füsse infolge der Reibung, der Riemen und auf der rauhen Fläche zu bluten begannen. Von den Zellen bis auf den Hof mussten wir die Holzböden ohnehin unter die Arme nehmen und barfuss hinuntergehen.

Die Ernährung der Gefangenen im Frühjahr 1943 wurde katastrophal.

Unsere Hauptnahrung, die geschwellten Kartoffeln, wa-

ren schlecht, stinkend und fast ungeniessbar. Solche Kartoffeln werden in der Schweiz kaum den Schweinen als Futter vorgesetzt. Aber trotzdem stürzten wir uns mit einer unglaublichen Gier auf diese Nahrung. Es gab zum Mittagessen gewöhnlich fünf bis sieben dieser ekelerregenden Kartoffeln und einen Achtelliter Kraut dazu. Es halte sich jeder das Quantum von einem Achtelliter für einen hungernden Menschen vor Augen! Einige Zeit hindurch erhielt ich von den Kalfaktoren jeden Tag die Kartoffelschalen in einem Papier eingewickelt in die Zelle geschmuggelt, damit ich das an den Schalen noch anhaftende Kartoffelfleisch lösen und essen konnte. Die Kalfaktoren verfügten über Essbestecke, worunter auch ein Messer. Mir zuliebe schnitten sie oftmals extra dicke Schalen weg. Wir Todeskandidaten besaßen nur einen Holzlöffel und ein stumpfes Holzmesser. Die Bearbeitung dieser Kartoffelschalen konnte mit diesen Gegenständen nicht vorgenommen werden, und ich musste dafür ausschliesslich die Zähne verwenden. Für diese Zulage war ich ausserordentlich dankbar. Nach kurzer Zeit, als die Nahrung immer knapper und schlechter wurde, ging auch ich dazu über, wie die andern Gefangenen das schon längst taten, die Kartoffeln mitsamt den Schalen zu verzehren. Der Hunger ist etwas Fürchterliches, besonders dann, wenn er ständig wieder durch ungenügende Nahrung herausgefordert wird.

Doch in dieser Hungerszeit erhielt ich neben den Kartoffelschalen während einiger Wochen von den Kalfaktoren noch andere wertvolle Zulagen. In den unter uns liegenden Abteilungen wurden die Gefangenen mit dem Verlesen von Erbsen beschäftigt. Dadurch hatten die Kal-

faktoren Gelegenheit, sich einige Handvoll solcher Erbsen jeden Tag zu verschaffen. Sie legten mir täglich beim Wasserholen Erbsen in den Wasserkrug. Nach dem Aufweichen im Wasser boten diese grünen und gelben Erbsen, oft auch Bohnen, eine wertvolle Nahrungszulage. Eines Morgens nahm ich ein solch grosses Quantum entgegen, dass mir dies beinahe zum Verhängnis geworden wäre; der Krug war über die Hälfte mit Erbsen und Bohnen gefüllt. Glücklicherweise wurde dies bei der Zellenrevision aber nicht bemerkt. Mit dieser Zulage war es leider bald zu Ende, da die Kontrolle in den die Erbsen verlesenden Abteilungen stark verschärft wurde. Täglich wurde dann das Ein- und Ausgangsgewicht in jeder Arbeitszelle festgestellt. Somit war es auch nicht mehr möglich, von dort Erbsen und Bohnen zu erhalten; diese wertvolle Hilfsquelle war versiegt.

Der Frühling und die ersten Sommertage 1943 brachten uns wohl wieder etwas Wärme; doch von der herrlichen Sonne sahen wir wenig oder gar nichts.

Jeden Tag, beim Heraufsteigen am Fenster, für das Anbringen der Verdunkelung, konnte ich für wenige Sekunden einen Blick in die Gärten und Häuser des Vorortes werfen. Uns gegenüber lag ein alter, stiller Friedhof. Jedesmal, wenn ich diese kleine Aussenwelt sah, packte mich der bittere Schmerz über meine Gefangenschaft und das Heimweh nach meiner lieben Schweizerheimat. Wenn am Sonntagmorgen das kleine Glöcklein vom Friedhof her ertönte, flehte ich um die einzige Gnade, noch einmal in meinem Leben die Glocken meiner Heimat in den Dörfern und Städten erklingen zu hören. Wie schwer und lange war ein solcher Sonntag im Gefängnis in Todes-

not und in Fesseln! In der Stille des Sonntags kam einem die eigene furchtbare Not und die Trübsal erst recht zum vollen Bewusstsein.

Doch auch an solchen trostlosen Sonntagen habe ich menschliche Nächstenliebe kennen gelernt. Sonntags früh gab es als Brotaufstrich einen Löffel Marmelade. Die Kalbfaktoren stellten mir den leeren Eimer an die Zellentüre, und ich durfte die Resten herauskratzen. Wie dankbar war ich für dieses Geschenk! Wie oft habe ich am Sonntagmorgen zwischen acht und neun Uhr, währenddem das Glöcklein vom Friedhof läutete, den Marmeladeneimer ausgeleckt und ihn nachher mit Sand und Wasser gereinigt! Gerne arbeitete ich anderthalb Stunden, um den Eimer spiegelblank zu polieren, wenn ich vorher einige Resten daraus entnehmen konnte.

In die Zelle zu meiner Linken zog nach der Hinrichtung der beiden tschechischen Offiziere anfangs Mai ein Arzt ein, ebenfalls ein Tscheche. Es handelte sich um einen Augenarzt im Alter von vierundvierzig Jahren, aus einer bedeutenden Klinik in der Nähe von Prag. Er kannte mein Heimatland sehr gut, da er zum Teil in der Schweiz studiert hatte. Mit acht Kollegen zusammen war er verhaftet worden unter der Beschuldigung, aus der Provinzstadt Nachrichten nach Prag weitergeleitet zu haben. Durch die lange Untersuchungshaft war der Arme fast vollständig ruiniert und mit seinen Kräften zu Ende. Seine Frau, die ebenfalls den Arztberuf ausübte, hatte auf der medizinischen Abteilung der gleichen Klinik gearbeitet. Zugleich mit ihm wurde auch die Frau verhaftet. Die Gestapo steckte sie in ein Konzentrationslager. Im Verlauf dieser Sommermonate erhielt mein armer Leidens-

gefährte von seinen Angehörigen die erschütternde Nachricht, seine Frau sei im Konzentrationslager gestorben. Für uns war es klar, dass auch sie ein Opfer der brutalen Gewalt geworden war. Diese Nachricht schmetterte meinen Nebenmann völlig nieder. Gegen Ende des Sommers machte sich beim Arzt geistige Umnachtung bemerkbar. Es zeigte sich immer deutlicher die Spuren eines apathischen Absterbens. Merkwürdigerweise überlebte er aber alle die mit ihm gleichzeitig eingelieferten Freunde und Kameraden<sup>5</sup> er wurde am 24. September mit mir in das Zuchthaus Görden überführt.

Drei Zellen von dem Arzt entfernt war ein Freund von ihm, ein tschechischer Postbeamter im Alter von ebenfalls vierundvierzig Jahren, untergebracht. Dieser freute sich jeweils riesig über die Luftangriffe. Er sprach allen Gefangenen gegenüber seine Hoffnung auf den baldigen Zusammenbruch des Nationalsozialismus aus. Doch Ende August war auch dieser Tscheche von den vielen seelischen Erschütterungen und serienweisen Hinrichtungen derart mitgenommen, dass sich bei ihm Anzeichen des geistigen Absterbens bemerkbar machten. In der Woche der Amtsübernahme Himmlers fiel auch er den Henkersknechten zum Opfer.

Zu meiner Rechten befand sich seit Ostern ein Tscheche aus dem Sudetenland. Wie ich feststellen konnte, war er ein guter und charaktvoller Mensch. Den Grund, warum man ihn zusammen mit einem Kollegen zum Tode verurteilt hatte, wusste er nicht. Vor dem Volksgerichtshof wurden ihm so viele Verbrechen zur Last gelegt, dass er überhaupt keine Möglichkeit fand, sich gegen die vielen Anschuldigungen wirksam zur Wehr zu setzen. Das To-

desurteil war für ihn vollständig unfassbar. Nach einigen Wochen Aufenthalt im Totenhaus gab er mir zu verstehen, da er Tscheche sei, werde wohl kaum mehr eine Hoffnung auf Rettung für ihn bestehen. Er rechnete mit seinem baldigen Ende. Wie alle Tschechen war auch er ein tüchtiger Schaffer und versuchte, die schweren und qualvollen Stunden mit dem fleissigen Kleben von Zwiebackpackungen zu überbrücken.

An einem Montagabend, kurz nach Pfingsten, erhielt dieser Zellennachbar die Nachricht, vom Volksgerichtshof sei die Revision seines Prozesses bewilligt worden. Diese plötzliche Botschaft von einer Revision kam nicht nur für den Verurteilten und für uns übrige Gefangene, sondern auch für die Gefängnisverwaltung vollständig überraschend. Bis jetzt gab es weder am Volksgerichtshof noch an Sondergerichten Berufungen oder Revisionen. In diesem Falle war es jedoch dem Rechtsanwalt des Kollegen meines Nachbars gelungen, das Justizministerium von diesem Justizirrtum zu überzeugen, so dass dieses ausnahmsweise den Fall an den Volksgerichtshof zurückgewiesen hat. Wie mir ein höherer Beamter erklärte, sei dieser Fall einzig dastehend, da bei Zehntausenden von Todesurteilen nicht eine einzige Revision bewilligt werde. Am darauffolgenden Dienstagmorgen wurde dann mein Nachbar zusammen mit seinem Kollegen dem gleichen Senat des Volksgerichtshofes zugeführt. Am späten Nachmittag kehrten beide zurück mit dem Freispruch! Die gleichen Richter, welche die beiden Männer, ohne auf ihre Einwände zu hören, bedenkenlos zum Tode verurteilt hatten, fällten nach wenigen Minuten der Verhandlung das Urteil auf Freispruch. Wären diese beiden Un-

schuldigen durch das serienweise Hinrichten unter das Fallbeil geraten, so hätte sie auch die Prozessrevision nicht mehr zum Leben erwecken können. Viele Tausende unschuldiger Menschen sind auf diese Weise vom Leben zum Tode befördert worden, ohne Skrupel, herzlos und gewissenlos. Das ganz seltene Ereignis geschah hier, dass zwei zum Tode Verurteilte das Totenhaus lebend und in Freiheit verlassen durften. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie dieses Wunder uns übrigen Todeskandidaten neue Hoffnung und neuen Lebensmut einflösste.

*Junge Franzosen fallen dem Henker  
zum Opfer*

Jeder Todeskandidat hatte, wie schon erwähnt, einen Lebenslauf zu schreiben. Zu diesem Zwecke waren nahezu hundert Fragen zu beantworten. In den Frühjahrs- und Sommermonaten 1943 erhielten wir starken Zuzug von französischen und belgischen Todeskandidaten. Fast durchwegs waren es noch sehr junge Leute. Durch die Verpflichtung zum Arbeitsdienst kamen über zweihundertfünfzigtausend jugendliche Franzosen nach Deutschland. Die meisten von ihnen verdienten zu wenig, um als Menschen leben zu können. Diese jungen Leute hatten nicht die geringste Ahnung, wie auch nur ein kleines Vergehen in Deutschland gegenüber Franzosen und andern Ausländern geahndet wird. Sie ahnten nicht, dass, wenn man sie bestrafte, diese Urteile sich zugleich auch gegen Frankreich richteten. Die Ausrottung der jungen Franzosen geschah meines Erachtens absolut vorsätzlich und planmässig. Es war dies eine der wichtigsten geplanten Massnahmen, um die Wiederauferstehung eines freien und starken Frankreichs zu verhindern.

Während einiger Monate durfte ich das Amt eines Dolmetschers versehen. Ich hatte diese jungen Franzosen und Belgier einzuvernehmen, ihren Lebenslauf in deutscher Sprache niederzuschreiben und einen weiteren Ausfrage-



bogen auszufüllen. Ich musste auch die Adressen ihrer Angehörigen erfragen, um diesen die zurückbleibenden Effekten nach der Exekution zustellen zu können. Während der Ausübung meines Amtes hatte ich Gelegenheit, Einblick nicht nur in die Verhältnisse, sondern auch in das Denken dieser jungen Menschen zu nehmen. Immer wieder stellte ich eine grosse Ahnungslosigkeit bei diesen jungen Leuten fest. Die meisten von ihnen hatten aus Not kleine Delikte begangen. In Frankreich oder in meinem Heimatland wären sie dafür mit einer Busse oder ganz geringer Haft bestraft worden. Sicher ist auch, dass diese jungen Leute in ihrer Heimat mit den Gesetzen gar nie in Konflikt geraten wären. Die einen hatten eine Lebensmittelkarte gekauft, gestohlen oder wieder verkauft, die andern eigneten sich auf unrechte Weise kleinere Mengen Lebensmittel, Zigaretten oder Kleidungsstücke an. Das waren die Vergehen, wegen denen man junge Franzosen, die gegen ihren Willen nach Deutschland verschleppt wurden, zum Tode verurteilte. Nur um einen Vergleich anzustellen, möchte ich folgendes Beispiel erwähnen: Ein junger Franzose war wegen Diebstahls von einem Paar Schuhen zum Tode verurteilt worden. In der «Deutschen Allgemeinen Zeitung» las ich zur gleichen Zeit eine Meldung, nach der ein Berliner für den Diebstahl von 36 Paar Schuhen zu dreieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Dies zeigt wohl am deutlichsten, dass es bei diesen Todesurteilen gegen die jungen Franzosen nicht darum ging, kriminelle Delikte zu sühnen, sondern darum, die Blüte der französischen Nation zu vernichten. Da ich mich näher mit den jungen Leuten zu befassen hatte, konnte ich sehr bald feststellen,

dass es fast ausschliesslich gute und anständige Menschen waren, die meistens aus sehr angesehenen französischen Familien stammten.

Wie ich aus meinen Einvernahmen ersehen konnte, waren viele Franzosen von Sondergerichten und vom Volksgerichtshof ohne Dolmetscher zum Tode verurteilt worden. Sie besaßen gar keine Möglichkeit, sich zu verteidigen, da sie nicht die deutsche und die Richter nicht die französische Sprache beherrschten. In einigen Fällen hatte sich der französische Konsul vor dem Volksgerichtshof für seine Landsleute eingesetzt, in den meisten Fällen ohne jeden Erfolg. Ahnungslos und wehrlos waren diese Gefangenen, diese hoffnungsvollen jungen Franzosen, dem Vernichtungswillen ihrer Feinde ausgeliefert. So denke ich an jenen jungen Studenten, der an der Sorbonne kurz vor dem Abschluss seines juristischen Doktor-examens stand. Er war aus seinem Studium herausgerissen und nach Deutschland in den Arbeitsdienst kommandiert worden. Nicht nur das Heimweh, sondern auch der Hunger quälten ihn. Er hatte den unüberlegten Schritt begangen, einige Brotmarken zu entwenden, um sich vom Erlös beim Weiterverkauf das Geld für die Heimfahrt nach Paris zu verschaffen. Er stammte aus gutem Hause; seine Eltern besitzen in der Champs-Élysée ein bekanntes Hotel, und sein Vater trägt in der französischen Kolonial-Armee den Grad eines Generals. Seine Tat beging er aus Heimweh nach seinem lieben Paris, aber auch vor Hunger. Mit einer grossen Zahl anderer Franzosen, denen ähnliche Vergehen zur Last gelegt wurden, hatte ihn das Volksgericht zum Tode verurteilt. Für die wahren Motive seiner Tat interessierten sich die Richter nicht.

Nach dem Machtantritt Himmlers ist auch dieser junge, flotte Student von der Sorbonne den Henkern zum Opfer gefallen. Vom Tage der Verurteilung bis zur Hinrichtung waren ihm kaum mehr 30 Tage des Lebens vergönnt. Er nahm mir noch vor seinem Tode das Versprechen ab, wenn ich jemals das Totenhaus lebend verlassen könne, so möchte ich zur gegebenen Zeit seinen Lieben in Paris die letzten Grüsse überbringen und sie über sein Schicksal aufklären.

Ein junger, grosser und hübscher Franzose aus Bayonne erzählte mir während der Einvernahme den wahren Grund, der zu seiner Verhaftung und Verurteilung führte. Er war Bäcker von Beruf, seine Eltern besitzen in Bayonne ein Haus und ein gutgehendes Geschäft. Immer hatte er in guten und glücklichen Verhältnissen gelebt und war nie mit den Gesetzen seines Landes in Konflikt geraten. Da wurde er mit vielen andern jungen Leuten nach Deutschland zum Arbeitsdienst verschickt. Eines Abends brach in einer Gruppe dieser jungen Menschen, die man aus ihrer Heimat herausgerissen hatte, Streit aus. Während des Streites zog einer eine Waffe. Im nächsten Moment schon war die deutsche Polizei da, und als sie die Waffe bei einem dieser Deportierten fand, wurden alle sieben jungen Franzosen, die zu dieser Gruppe gehörten, verhaftet, vor den Volksgerichtshof geführt und zum Tode verurteilt. Verteidiger waren keine da, nur ein Vertreter des französischen Konsulates versuchte seine Landsleute vor dem Tode zu retten. Doch seine Bemühungen waren umsonst. Ein Dolmetscher war vorhanden; doch dieser funktionierte nicht richtig. So war es den jungen Franzosen nicht möglich, sich zu verteidigen und vor dem

Tode zu erretten. Vier von diesen sieben Todeskandidaten wurden sofort hingerichtet, während die drei andern noch einige Tage lebten. Der Franzose erzählte mir von seinen Geschwistern und seiner Heimat. Da ich wusste, dass seine Tage gezählt waren, versuchte ich ihn schonungsvoll auf das ihm bevorstehende Ende vorzubereiten. Schliesslich liess ich für ihn den katholischen Geistlichen rufen. Die letzten Tage seines Lebens verbrachte der Jüngling im stillen Gebet. Nach etwas mehr als zwei Wochen kam er unter das Fallbeil.

Ein etwas älterer Franzose, aber noch nicht vierzigjährig, aus St-Nazaire war als Spezialarbeiter nach Deutschland verpflichtet worden. Um sich zusätzlich Nahrung zu verschaffen, hatte er sich auf unrechtmässige Weise einige Pfund Butter verschafft. Das Sondergericht verurteilte ihn zum Tode. Wenige Tage schon nach seiner Einlieferung holte man ihn zur Hinrichtung.

Anfangs August 1943 hatte ich den Lebenslauf eines siebenundzwanzigjährigen Franzosen aus Paris niederzuschreiben. Er war ein Arbeiter, hart und entschlossen. Seine Verurteilung durch den Volksgerichtshof erfolgte wegen Propaganda gegen das Nazi-Regime. Ohne lange Beratung hatte ihn der Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, indem ihm vorgeworfen wurde, Linkselemente begünstigt und aufgehetzt zu haben. Unter seinen Arbeitskollegen kämpfte er gegen die Deportationen und verwünschte den Frondienst für die deutschen Nazi, den so viele Franzosen gegen ihren Willen zu leisten haben. Er erzählte mir von seinem unglücklichen Heimatland und den vielen Qualen, die die Franzosen durch den Terror der Besetzungsmacht erleiden. Er war Katholik;

aber trotzdem wollte er nichts von der Kirche wissen. Als ich den Versuch unternahm, für ihn den Geistlichen zu holen, lehnte er kategorisch ab. Er erklärte mir auch mit grosser Offenheit, er glaube nicht an eine höhere Macht und an einen Gott. Trotz allem versuchte ich, ihn auf das ihm drohende Ende vorzubereiten.

Vier Wochen später, anfangs September 1943, in der Nacht des grossen Bombardementes, kam dieser junge Pariser im Keller unten zu mir, nahm trotz seinen Fesseln meine Hand und versuchte diese zu drücken. Er brach in Tränen aus und dankte mir für alle meine Ratschläge. Gleichzeitig teilte er mir mit, nun habe er Ruhe gefunden in seinem Herzen, denn der Geistliche sei bei ihm gewesen. Auch wisse er nun nach diesen vier Wochen Aufenthalt im Totenhaus, was Todesnot, Schrecken und Qual bedeuten. In wenigen Wochen war dieser harte Charakter durch die Erlebnisse in diesem Gefängnis, durch die unvorstellbaren Erniedrigungen und Qualen an ein tieferes Leben und an höhere Kräfte erinnert worden.

Im Verlauf des Monats August lieferte man die Todeskandidaten täglich dutzendweise ein. [Tschechische Offiziere](#), schubweise zwanzig und dreissig zusammen, [Österreicher](#), [Holländer](#), [Belgier und Franzosen](#), alles Menschen, die zum Tode verurteilt worden waren, weil sie sich der nationalsozialistischen Herrschaft nicht beugen wollten. Es wurde mir gesagt, wenn ich wolle, so könne mir ein bekannter Schriftsteller aus Wien, ein gebildeter älterer Herr, mein Zellendasein erleichtern. Doch ich konnte den Mut und die Kraft nicht aufbringen, nochmals einen Zellenkameraden aufzunehmen, um dann später mit ansehen zu müssen, wie ein mir lieb gewordener Mensch

zum Schafott geführt wird. Ich hatte bereits so viel Schreckliches miterlebt, dass ich mir eine neuerliche gleiche Erschütterung ersparen wollte, wie diejenige, als man den tschechischen Bürgermeister aus meiner Zelle herausholte.

Das Morden nahm kein Ende, täglich führte man die To-deskandidaten zum Schafott. Wie entsetzlich, wie furcht-bar entsetzlich war alles, was sich hier abspielte!

## **Schwerer Fliegerangriff auf Berlin-Plötzensee**

Die Bombardemente vom 25. August und 1. September richteten sich gegen den Süden von Berlin; Sprengbomben und Brandgranaten fielen in der Hauptsache auf Lichterfelde. In der Nacht vom 3. auf den 4. September, es war vom Freitag auf den Samstag, morgens um halb ein Uhr, drohte das Schicksal unserm kummervollen Dasein ein rasches Ende zu bereiten. Das Bombardement hat nicht, wie im Ausland geschrieben wurde, Siemenstadt und Borsig vernichtet, sondern es traf den Waffenplatz Döbritz sowie Plötzensee und richtete Zerstörungen an bis in die Nähe von Moabit. Durch die täglichen Einflüge fremder Flugzeuge war man an das Aufheulen der Sirenen längst gewöhnt, niemand unter uns machte sich jedoch bis jetzt von der Vernichtungskraft eines Grossbombardementes eine richtige Vorstellung.

Alle die armen Tschechen, vor allem die tschechischen Offiziere und auch die zum Tode verurteilten Franzosen hofften bei jedem Fliegeralarm, dass nun Berlin endlich zusammengeschlagen werde und sich dadurch die Aussicht auf unsere Rettung verbessere. Alle Gefangenen hatten derartige Hoffnungen. Jeder versuchte sich in seiner Todesnot an einen Strohhalm zu klammern, und mancher sah einen Hoffnungsschimmer für seine Rettung, obwohl

ein solcher gar nicht sichtbar war; denn die Hoffnung auf eine Verbesserung unserer Lage infolge eines Bombardementes war eine grosse Illusion.

Kurz nach Mitternacht ertönten die Alarmsirenen. Wie dem Donnerrollen gleich war aus der Ferne das Schiessen der Fliegerabwehr zu vernehmen. Es dauerte ungefähr 20 Minuten. In dieser Zeit wurde das Bellen und tiefe Rollen der Abwehrbatterien immer gewaltiger. Die grossen Flakbatterien von Döbritz und Plötzensee traten selten in Aktion; doch diese Nacht begannen sie heftig zu feuern. Wir wussten bald, dass der Angriff unserer Gegend galt, in der unser Gefängnis lag. Aus dem Flugzeug gesehen, konnte das Gefängnis sehr leicht mit einer riesigen Fabrik verwechselt werden, denn mit seinen vielen Gebäuden, dem hohen Schornstein und seiner eigenen Kirche bildete es eine ganze Stadt für sich. Das Gebäude mit der Anstaltsküche hatte schon bei einem frühern Angriff Treffer durch Brandbomben erhalten -, das Feuer konnte jedoch damals rasch lokalisiert und niedergekämpft werden. Die Fenster der Kirche waren längst durch die in der Nähe niedergehenden Bomben eingedrückt, und sie war auch bereits seit einiger Zeit für das Abhalten von Gottesdiensten unbenützlich und unbrauchbar geworden.

Wir hörten plötzlich zwischen dem Dröhnen der Abwehrgeschütze in unserer nächsten Nähe das Singen und Heulen von Hunderten abgeworfener Brandbomben. Sofort ertönten auch die furchtbaren Schreie getroffener und durch das Feuer bedrohter Menschen aus der Umgebung. Es wurde taghell. Ein Sturm von Feuergarben raste dem Flügel meines Gefängnishauses zu. Das Schreien der Menschen wurde immer fürchterlicher. Der papierne



Verdunkelungsvorhang meiner Zelle kam herunter, und kurz nachher flogen die Glassplitter der zerbrochenen Fensterscheiben herein. Es sah aus, als ob unmittelbar das Ende der Welt bevorstünde. Der Friedhof uns gegenüber und die grosse Brauerei in der Nähe standen in hellen Flammen. Es war, als ob ein Orkan losgebrochen wäre. Durch die Eisengitter meiner Zelle warf ich einen letzten Blick hinaus und konnte dabei sehen, dass der Nordflügel des Gefängnisgebäudes in Flammen stand. Zwischen dem Heulen der Brandbomben hörte man jetzt auch die Detonationen der Sprengbomben. Offenbar richtete sich der Grossangriff gegen die Gefängnisstadt und deren Umgebung. Einige Blindgänger sausten durch das ganze Gebäude hindurch, ohne zu krepieren. Nur wenige Zellen von der meinigen entfernt hörte ich einen Blindgänger einschlagen. Gleichzeitig ertönten die furchtbaren Schreie der gefesselten Gefangenen, die wehr- und hilflos in ihren Zellen dem Bombardement ausgeliefert waren. Verzweifelt stellte ich mich an die Zellentüre und schlug die Wolle um mich, so gut das mit den gefesselten Händen eben möglich war. Jeden Moment erwartete ich einen Volltreffer und das bevorstehende Ende. Wer es nicht selbst miterlebt hat, kann sich wohl kaum eine Vorstellung machen, wie fürchterlich es ist, im Gefängnis zu sitzen, in verschraubten Handfesseln, während das Gefängnis einem Grossangriff ausgesetzt war. In Fesseln zu liegen, jeden Augenblick das Zusammenbrechen des Gebäudes zu erwarten, bedeutete für jeden Gefangenen eine furchtbare Marter. Wir, die auf unsere Errettung durch ein Bombardement gehofft hatten, erzitterten jetzt vor dem uns bedrohenden Untergang.

Endlich, nach entsetzlichen, langen und bängen Minuten hörte man die Schlüssel rasseln und das Öffnen von Zellentüren. Das Feuer griff bereits auf unsern Flügel über. Jetzt klirrten auch die Schlüssel vor meiner Türe, Schloss und Riegel wurden geöffnet.

«Heraus, rasch heraus!» rief mir ein Wachtmeister zu. Der Schweiss rann dem Manne von der Stirne. Er war einer von den ganz wenigen Gefängnisbeamten mit menschlichem Mitgefühl. Er holte mich heraus, als das Gefängnis schon lichterloh brannte.

Die Gefängnis Kleider mussten jede Nacht auf unserm Sitzbock in den Gang hinausgelegt werden. Wir konnten uns also in der Zelle während des Bombardements nicht anziehen. Zudem wäre es auch unmöglich gewesen, mit den gefesselten Händen die Kleider anzuziehen. So rannten wir alle nur mit dem Hemd bekleidet und mit den Holzplättchen an den Füßen – viele sogar nur barfuss – aus unsern Zellen. Vorsichtshalber hatte ich noch die Wolldecke um mich gehängt.

Wie ich erst jetzt sehen konnte, waren einige Zellentüren herausgeschlagen. Zwei Zellen von der meinigen entfernt stützte ein Gefangener einen unserer Kameraden. Das elektrische Licht war erloschen, nur noch einige Notlampen brannten. Wir zum Tode verurteilten und an den Händen gefesselten Gefangenen rannten um unser Leben, denn der Brand dehnte sich rasch aus, und schon löste sich infolge der grossen Hitze die Gipsdecke. Wir kamen in den Keller hinunter, der jedoch keine Sicherheit gegen Bomben bot, sondern höchstens vorübergehend gegen das Feuer einigen Schutz zu bieten vermochte. Der Keller bestand aus einem langen Betongang, doch war er nicht

zum Schutze der Gefangenen gegen Fliegerangriffe gebaut worden. Immerhin fühlten wir Todeskandidaten uns doch etwas geborgen. Andauernd erzitterte das Gewölbe von dem Einschlagen der Bomben. Zwei Flügel des Gefängnisgebäudes standen in Flammen.

Hier unten im Keller konnten wir miteinander sprechen, und es kamen einige meiner lieben Kameraden zu mir. Da ich als Dolmetscher den zum Tode verurteilten Franzosen den Lebenslauf niederzuschreiben hatte, kannten mich die meisten. Sie wussten auch von mir, dass ich bereits fünfzehn Monate in Handfesseln lag. Wir erzählten uns gegenseitig die letzten Erlebnisse. Es bestätigte sich, dass drei Zellen von mir entfernt zwei Brandbomben eingeschlagen hatten. Die Eisentüre der Zelle wurde vom Luftdruck herausgedrückt und die beiden gefesselten Insassen zu Boden geschleudert. Keiner hatte grössere Verletzungen erlitten. Auch die Gefangenen von andern Flügeln hatten Verletzungen, doch nur unbedeutend. Soviel man bis jetzt wusste, waren noch keine Todesopfer unter den Gefangenen zu beklagen.

Wir Gefangenen boten unten im Keller einen bedauernswerten Anblick. Die meisten waren vor Aufregung völlig erschöpft. Was soll nun mit uns geschehen? Alle waren ohne Kleider. Offenbar musste damit gerechnet werden, dass alle unsere wenigen Habseligkeiten, die ganze Wäsche und die Gefangenenmonturen, verbrannt waren. Eine Anzahl meiner Leidensgenossen hatten in ihrer Todesangst die Handfesseln aufgeschlagen, indem sie mit der Fessel so lange auf den Betonboden schlugen, bis diese aufsprang und es gelang, mindestens eine Hand frei zu bekommen. In Hemd und Handfesseln erwarteten wir das

Ende des Bombardementes. Als die Bombenexplosionen aufhörten und die Fliegerabwehr verstummte, wurden wir aus dem Keller herausgeholt. Der gleiche Wachtmeister, der unser Leben gerettet hatte, führte uns hinaus. Unter den hohen Gefängnisbeamten, die alle Stahlhelme trugen, war eine grosse Aufregung zu bemerken. Keiner wusste recht, was zu tun war, Befehle und Gegenbefehle lösten einander ab. Jene Beamten, die mit grösster Grausamkeit Menschen folterten und töteten, waren im Moment der Gefahr von Panik und Hilflosigkeit befallen. Es fehlte an Wasser, um dem rasenden Feuer Einhalt zu gebieten, mit dem Funktionieren oder Weiterbestehen der ganzen Organisation war es aus.

Als wir ins Freie kamen, erblickten wir rings um uns ein Trümmerfeld. Etliche grosse Gebäude der Gefängnisstadt waren vollständig zerstört. Überall loderten die Flammen gegen den nächtlichen Himmel. Die erste und wichtigste Frage, die sich jeder von uns Todeskandidaten stellte, war: «Liegt das Schlachthaus auch in Trümmern?»

Nach einiger Zeit des Herumstehens und des Herumkommandierens wurden wir auf drei andere, vom Feuer verschonte Gebäude verteilt. Es war bereits halb vier Uhr morgens. Immer und immer wieder wurden wir gezählt. Jeder der grossen mit Goldtressen geschmückten Herren wollte befehlen. Es benötigte längere Zeit, die zirka 400 gefesselten Menschen zu zählen und wieder unterzubringen. Der Hauptteil der Gefangenen wurde je zu viert den kleinen Einzelzellen zugeteilt. Für den Rest, unter dem ich mich befand, wurden noch zwei grössere Räume gefunden. Die Fensterscheiben fehlten, und die Luft war dick von bissigem Rauch. Ich wurde in einem dieser beiden

Räume mit fünfzehn andern Gefangenen untergebracht. Darunter befanden sich in der Hauptsache Holländer, Tschechen, Franzosen und Belgier. Alle diese Gefangenen waren durchwegs flotte und gebildete Menschen, alles Leute, die in ihrem Leben niemals mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren. Ein Ingenieur aus Brünn, ungefähr in meinem Alter, war in leitender Stellung in einem grossen Werke beschäftigt, das für die deutsche Armee von grosser Bedeutung ist. Einer unvorsichtigen Äusserung wegen wurde er zum Tode verurteilt. Unter den Tausenden von Tschechen war dieser Ingenieur der einzige, der einige Aussicht auf Begnadigung besass. Er lag bereits seit achtzehn Monaten in Fesseln. Seine Begnadigung war noch nicht ausgesprochen 5 doch hoffte er immer noch, dass nach den qualvollen, schweren Monaten er das Kriegsende miterleben und seine liebe Heimat Wiedersehen dürfe. Es war für mich bewunderungswürdig, wie dieser Tscheche, der als Werkführer mit der arbeitenden Bevölkerung seiner Heimat tief verbunden war, mit Überzeugung an die Wiederaufrichtung seines Landes glaubte. Trotz aller Not, der seit Jahren seine Heimat ausgesetzt ist, sprach der Ingenieur mit Überzeugung von der Wiederauferstehung einer freien Tschechoslowakei. Allen Qualen und Todesnöten zum Trotz kam bei ihm nur eine edle Gesinnung zum Ausdruck. Niemand kann sein unvorstellbares Heimweh ermessen.

Auch ein höherer Eisenbahnbeamter befand sich in diesem Raum unter uns. Seine Heimat war Westpreussen, und er gehörte zu jenen «Volksdeutschen», von denen die nationalsozialistische Propaganda behauptete, man müsse sie

vom polnischen Joch erlösen. Obwohl deutscher Abstammung, hing er mit Leidenschaft an seiner polnischen Heimat. Er sprach mir gegenüber wiederholt die Hoffnung aus, Westpreussen möge bald polnisch werden. Er war zum Tode verurteilt worden, weil er sich den Gewaltmethoden der deutschen Besetzungsmacht in Polen widersetzt hatte.

Ferner befanden sich sechs Holländer unter uns. Es waren grossgewachsene Menschen, die über viel Ruhe und Takt verfügten. In Erfüllung ihrer Pflicht haben sie nichts anderes getan, als für ihr Vaterland gekämpft. Sie lehnten sich dagegen auf, dass ihr Heimatland vergewaltigt werde. Für diese Haltung wurden sie von der deutschen Besetzungsmacht und dem Volksgerichtshof zum Tode verurteilt.

Nach dieser grauenvollen, schweren Nacht lebte ein jeder von uns in der Hoffnung, dass nun das Schlachthaus mit der Guillotine zusammengestürzt und verbrannt sei. Jeder hoffte, es würden einige Tage der Ruhe und Entspannung kommen, da keine Hinrichtungen vorgenommen werden könnten. Viele hofften in ihrer grossen Todesnot, dass das Eintreffen der alliierten Bomberformationen die baldige Rettung bringen würde. Doch dies alles waren leere Hoffnungen, die schon in den nächsten Tagen von entsetzlichen Enttäuschungen abgelöst wurden.

Das Bombardement hatte in der Umgebung 1'500 Zivilisten das Leben gekostet, wie ich aus dem Mund eines Oberwachtmeisters erfuhr. Unter den 2'500 Gefangenen der Gefängnisstadt Plötzensee gab es weder einen Toten noch einen Schwerverletzten. Wir sahen darin die schützende Hand, die der Himmel gnädig über uns gehalten

hatte. Keiner war unter uns, der sein Ende durch dieses Bombardement gewünscht hätte. Ein jeder war dankbar dafür, in dieser Nacht der Todesgefahr entronnen zu sein, obwohl uns ja der Tod mit dem neuen Tage wieder drohend entgegentrat. Auch in der grössten Not klammert sich der Mensch an das Leben, und bis zum letzten Atemzug hofften wir, dem grauenvollen Schicksal unter der Guillotine entgehen zu können.

Das Zusammensein war für uns nach den Schreckensstunden des nächtlichen Bombardementes ein wahres Glück. Nach langen Wochen und Monaten der Erniedrigungen konnte hier ein jeder sein Herz öffnen und sich aussprechen.

Ein deutscher Gefangener war unter uns, der als linksstehender Politiker dem Nationalsozialismus Opposition gemacht hatte. Er sass bereits fünf Jahre ohne Untersuchung und ohne Aburteilung im Gefängnis. Jetzt erst, nach 59 Monaten Haft, hatte ihn der Volksgerichtshof zum Tode verurteilt.

Alle diese Kameraden sehe ich heute noch vor mir. Hätte nur die Weltöffentlichkeit diese armen Menschen, die leider fast alle wenige Tage später zum Schafott geführt wurden, sprechen und hören können! Die Gedanken und Worte dieser schwer geprüften Menschen, die in dieser Nacht in diesem Raum ausgetauscht wurden, werden für alle Zeiten unvergesslich für mich bleiben. Alle diese Gefangenen, die aus verschiedenen Staaten Europas stammten und durchwegs hoch gebildete Menschen waren, gaben ihrem Abscheu gegenüber der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in unverblümter Form Ausdruck. Sie hatten am eigenen Leib erfahren, welcher Grausam-

keiten dieses Regime fähig ist. Mehrere gaben der Befürchtung Ausdruck, es könnten bei der Organisierung des zukünftigen Friedens wiederum wirklichkeitsfremde Menschen mitsprechen und die Befreiung Europas von der deutschen Vorherrschaft verhindern. Vor allen Dingen war man sich darin einig, dass nicht allein der preussische Militarismus und nicht nur die Nazis an allen diesen fürchterlichen Verbrechen schuld sind. Leider habe auch der Grossteil der deutschen Nation diese Verbrechen gutgeheissen und unterstützt. Wäre das nicht der Fall gewesen, so hätten diese Verbrechen nicht in diesem Umfang geschehen können. Die Menschen aller Kontinente hätten die Geschehnisse hier in diesem Gefängnis mit ansehen müssen, um die volle Wahrheit begreifen und verstehen zu können. Ich betrachte es als meine Pflicht, diese geäusserten Gedanken meiner Mitgefangenen, die alle den letzten Gang zum Schafott antreten mussten, der Welt mitzuteilen.

Die wenigen glücklichen Stunden unseres Beisammenseins waren rasch vorüber. Wir hatten in unserer Zelle einige Säcke und Matratzen gefunden und dazu noch einige Wolldecken. So war es uns möglich, ein wenig auszurufen. Um sechs Uhr morgens wurde die Türe geöffnet. Ein Hilfsbeamter, der zu diesem Dienst gezwungen worden war und alle die entsetzlichen Verbrechen verabscheute, rief uns zu:

«Ihr habt grosses Glück, denn das Schlachthaus mit der Guillotine ist vollständig vernichtet!»

Diese Nachricht löste bei uns grosse Erleichterung aus und erweckte neue Hoffnungen.

Es wurde Kaffee und Brot verteilt, worauf man uns dann



später erneut wieder aufteilte. Immer zu zweien kamen wir in eine Zelle. Immer noch waren wir ohne jede Kleidung. Die neue Zelle war ein Loch, wo es weder Fensterscheiben noch Fensterrahmen gab, sondern nur das Eisengitter und die Eisentüre. Hier in dieser neuen Unterkunft war ich mit einem altern Landsmann zusammen. In den kommenden Nächten hatten wir schwere Kämpfe mit Platten zu bestehen. Die neue Zelle war weit schlimmer als die im frühern Gefängnis. Am Sonntag, den 5. September, wurden dann einige Wäsche- und Kleidungsstücke verteilt. Socken gab es keine, Schuhe auch nicht. Und was das schlimmste war: es gab kein warmes Essen mehr.

### *Himmler tritt sein Amt an*

Am Montag, den 6. September 1943, trat Heinrich Himmler sein Amt als Innenminister an. Damit begann ein neues Schreckensregiment, das alles Bisherige in den Schatten stellte. Wir hofften, dass das zerstörte Schlachthaus ein Fingerzeig unserer Rettung werde. Diese Hoffnung erwies sich als eine trügerische Illusion, denn an diesem 6. September begann das grosse Abschlachten der 400 aus dem durch Feuer zerstörten Gefängnisgebäude geretteten Menschen. Was jetzt geschah, übertraf die allerschlimmsten Befürchtungen.

Kurz nach 18 Uhr begannen die Einlieferungen zur Guillotine. Neben mir, über mir und unter mir ertönte das Zuschlagen der Zellentüren durch die Henkersknechte, was immer bedeutete, dass wiederum neue Opfer zur Guillotine geschleppt wurden. Dieses Wegholen der Todesopfer dauerte bis morgens sieben Uhr. In der Zelle wurden ihnen die Fesseln geöffnet. Der Verurteilte hatte sich nackt auszuziehen, dann konnte er sich die Gefängniskleider anziehen, worauf man ihm befahl, die Hände auf den Rücken zu halten, wo man diese in die Handfesseln schraubte. Die Jacke warf man dem Gefangenen über die Schulter. An einer Kette wurden die Opfer über den Hof geführt. Dieses Abschlachten dauerte die ganze Nacht hindurch. Ich erfuhr nachher, dass achtzig Gefan-

gene enthauptet worden waren. Die Kalfaktoren wie auch die Beamten waren der Auffassung, dass jetzt alle zum Tode Verurteilten hingerichtet würden. Da die Gebäude in Trümmer lagen und viel zu wenig Platz war, sollte aufgeräumt werden.

Diese Nacht und die zwei nächstfolgenden Nächte waren die schlimmsten meiner ganzen qualvollen und schweren neunzehnmonatigen Gefangenschaft. Die beiden Kalfaktoren klopfen an meine Zellentüre und verständigten mich über das mir am kommenden Tag bevorstehende Ende: «Sei tapfer, morgen ist die Reihe an dir, du bist der zweite auf der Liste», riefen sie.

Nun folgten Stunden des Grauens. Ich und mit mir die andern Verurteilten wussten genau, dass für denjenigen, der geholt wurde, die letzte Stunde schlug. Ständig hörte man das Zuschlagen der Zellentüren und das Gebrüll der Henkersknechte, die mit bestialischer Brutalität die Menschen zur Guillotine schlepten. Keiner kam mehr zurück. Es ist mir heute noch kaum möglich, mit Worten das zu beschreiben, was damals geschah, als alle diese wertvollen Menschen herausgeholt und abgeschlachtet wurden.

Am 7. September erhielt ich den Besuch eines höhern Beamten, der die Schweiz gut kannte. Er war in ziemlicher Aufregung, denn in dem grossen Durcheinander, das infolge des Bombardementes im Gefängnis herrschte, war es nicht leicht, mich ausfindig zu machen. Auch der fortwährenden Hinrichtungen wegen fehlte eine genaue Kontrolle, und es wurde meinem Besucher von einem Beamten kurzerhand erklärt, ich sei seit gestern Nacht nicht mehr am Leben; ich wäre als einer der ersten hingerichtet worden.

Meinem Besucher, einem Menschen, der mir zugetan war, versuchte ich das Wort abzurufen, dass man mich doch sicher noch vor dem Fallbeil retten könne. Er wollte mir dieses erlösende Wort nicht geben und erklärte, er sei ein zu ehrlicher Mensch und schätze die Wahrheit zu sehr, um mir mit falschen Hoffnungen zur Beruhigung zu verhelfen. Im Gegenteil, er müsse mich darauf vorbereiten, auf das Schlimmste gefasst zu sein. Dieser Besuch bedeutete für mich wohl einen Abschiedsbesuch vom Leben; denn seine Worte am Schluss unseres Gesprächs: «Falls wir uns nicht mehr wieder sehen...» gaben mir klar zu verstehen, dass auch dieser Beamte mit dem restlosen Untergang von uns allen rechnete. Der Beamte war einer von den ganz seltenen, der die Verbrechen der Gewalt und des Terrors verurteilte.

Grauensvolle Stunden waren es, die wir in diesen nicht endenwollenden Nächten verlebten. Wir alle hatten nun nichts, auch rein gar nichts mehr zu erwarten als das bevorstehende, grausige Ende. Ein jeder von uns flehte in diesen Stunden den Himmel an, damit ihm Gott Kraft gebe, bis zum Schlüsse durchhalten zu können. In Intervallen von 30 bis 40 Minuten kehrten die Henkersknechte während der ganzen Nacht zurück, um die nächsten Opfer herauszuholen. Es wurden immer sechs bis acht Gefangene zusammen aus den Zellen weggeführt und zur Guillotine gebracht. Welch Erzittern ging durch uns beim Nahen und Erdröhnen dieser Schritte! Die Todesangst bei uns steigerte sich jeweils mit dem Gebrüll der Henkersknechte und dem Zuschlagen der Zellentüren fast bis zur Agonie.

Am andern Tage wurden die entleerten Zellen wieder

mit neuen Gefangenen aufgefüllt. Ohne Zweifel stand fest, dass bis zum letzten Mann aufgeräumt werde. Das Essen war nur noch so knapp, dass es auch für ein minderjähriges Kind nicht mehr ausgereicht hätte. Warme Suppe oder warmen Kaffee gab es nicht mehr. Offenbar dachte die Gefängnisverwaltung, dass diese dem Tode geweihten Menschen nicht mehr weiter gefüttert werden müssten. Die zweite Schreckensnacht seit Himmlers Amtsantritt sollte nach der Mitteilung der Kalfaktoren auch für mich das Ende bringen. Von Todesangst gequält erwartete ich jede Minute, dass meine Zellentüre geöffnet werde und auch ich meinen letzten Gang anzutreten habe. Wie dankte ich meinem Schöpfer nach Überstehen dieser nicht zu Ende gehen wollenden Nacht, wonach ich dann wieder einige Stunden hoffen durfte! Wenn ich an diese Stunden zurückdenke, so möchte ich allen Menschen, die in Freiheit leben, zurufen, dass erst derjenige diese Freiheit zu schätzen versteht, der in der Gewalt des Nationalsozialismus gelebt hat. Erst wenn man der Willkür dieser Henkersknechte ausgeliefert ist, weiss man im vollen Umfang, was die Freiheit meines lieben Heimatlandes für jeden einzelnen Menschen bedeutet. Aber gleichzeitig möchte ich auch jedem Einzelnen sagen, was der Nationalsozialismus in Wirklichkeit ist. Es gibt keine Strafe, die gross genug ist, um diese Verbrechen, die ich mit eigenen Augen gesehen habe, zu sühnen. Ein tschechischer Offizier – er ist ebenfalls hingerichtet worden – erklärte mir, als er über das Unglück seines Landes sprach: «Zwanzig Jahre sollte die deutsche Nation die Schutt- und Trümmerhaufen in ihren Städten nicht beseitigen dürfen, damit die zu Bestien gewordenen Menschen dau-

Berlin 27. 10. 42

Curmstraße 24

den 10. August 19 42

Gerichtsstafte Moabit

Konto bei: Postscheckkonto Berlin

Nr. 34564

Fernsprecher: 35.6701

Röffenstunden von 9 bis 13 Uhr  
Die Namen und Unterschriften der zur Urteilsverteilung  
berechtigten Beamten sind im Besetzung angehängt.

Mit Herrn Paul Stämpfli

z. Zt. Gefängnis

in Berlin-Plötzensee

Rassenziffern:

22098.42

Kopie bei Beschriften und Bekleimen  
unbedingt erforderlich!

## Pfändungs- und Überweisungsbeschluss

Der Paul Stämpfli, z. Zt. im Gefängnis Plötzensee  
in Berlin, z. L. 712.42

Gerichtskosten . . . . . 228 R.M. 14 Pf. Moabit

Mahngebühr . . . . . " " "

Betriebskosten . . . . . " " "

zusammen 228 R.M. 14 Pf.

Wegen und in Höhe dieser Forderung und der anlässlich der Einziehung dieses Beschlusses mit  
dem Schuldner an die angebl. Forderung des Schuldners an das

Gefängnis Plötzensee in Berlin, Privatkasse

(Drittschuldner) auf Auszahlung seines eigenen Geldes

gepfändet.

Der Drittschuldner d. Arj. an den Schuldner insoweit nicht mehr zahlen.

Der Schuldner hat sich insoweit jeder Verfügung über die gepfändete Forderung

insbesondere ihrer Einziehung zu enthalten.

Zugleich wird hiermit die gepfändete Forderung in Höhe des erwähnten Betrages der  
Gerichtsstafte zur Einziehung überwiesen.Der Drittschuldner wird hiermit aufgefordert, binnen zwei Wochen, vom Tage der  
Zustellung dieses Beschlusses an gerechnet, der Gerichtsstafte zu erklären:

1. ob und inwieweit die gepfändete Forderung als begründet anerkannt wird;

2. ob und welche Ansprüche andere Personen auf die Forderung erheben;

3. ob und wegen welcher Ansprüche die Forderung bereits für andere Gläubiger gepfändet ist.

Für den aus der Nichterfüllung dieser Verpflichtung entstehenden Schaden haftet der Drittschuldner der Gerichtsstafte. Der Betrag ist auf unser Postscheckkonto zu überweisen.

## Kostenrechnung

Wert: R.M.

1. Gebühr für die Pfändung (§ 13 B.G.B.) R.M. Pf.  
2. Postgebühren für die Zustellung dieses Beschlusses (§ 18 a. d. D.) " "

Summe R.M. Pf.



gez. Hermann, gez. Richter.

Beiglaubigt:

Justizangestellter.

HKR 200. Pfändungs- und Überweisungsbeschluss. —  
Urschrift und Reinschrift.

Buchdruckerei Reichelt Ruhn K.O., Berlin G 30 23



Gefängnis Berlin Plötzensee, Torhaus am Friedrich-Olbricht-Damm



ernd und ständig erkennen müssen, wieviel unsagbares, grauenhaftes Elend ein zum Grössenwahn aufgeblähter Nationalismus über ganz Europa, über Millionen von Menschen, gebracht hat.»

---

Ich weiss es nun selbst, dass ich nur durch Gnade vom Himmel mit meiner Rettung so reich beschenkt worden bin, dass es wider das göttliche Gesetz ist, Sühne herbeizuwünschen. Doch ich muss jeden Menschen, der an die Gerechtigkeit glaubt, bitten, bei Aufrichtung des kommenden Friedenswerkes nicht für Nachsicht gegenüber diesen Verbrechern einzustehen. Die Greuelthaten sind nicht nur von einer kleinen Clique ausgeführt worden. Hätten sich die kleinen Leute, also die Mehrheit des deutschen Volkes, ernsthaft den Verbrechern widersetzt, wäre das Entsetzliche niemals möglich gewesen! Doch ich sah selbst im Gefängnis, dass bis zum kleinsten Beamten hinunter die Grausamkeit und die Verachtung des Menschenlebens dominierten. Gerade die kleinen Beamten, die nicht über die geringste Bildung verfügten, waren von einem masslosen Ehrgeiz besessen und taten alles, um Karriere machen zu können.

Auch in der dritten Nacht wurde das Morden weitergeführt. Erst mit dem Ende dieser kummervollen Nacht durften die Überlebenden wieder einige Hoffnung schöpfen. Auch bei mir kehrte ein neuer Hoffnungsstrahl auf Rettung ein.

Waren bis jetzt nur während der Nacht die Hände in Fesseln verschraubt, so wurden wir nun vom 9. September an Tag und Nacht wie Mörder und Schwerverbrecher in Fesseln gelegt. Am Morgen beim Öffnen der Zellentüre wurden die Fesseln für eine Minute entfernt, damit man



sich Hose und Weste anziehen konnte. Die Zeit reichte jedoch nicht aus, um sich noch waschen zu können. Während des Anziehens standen zwei Wächter unter der Türe. Sofort wurden die Handfesseln wieder zusammengeschaubt. Wir hatten mit den gefesselten Händen die kalte Suppe aus der Pappschüssel zu löffeln. Die «Pellkartoffeln» mussten wir mit der Schale verschlingen. Die Kleidung war völlig ungenügend, die nackten Füsse steckten in den Holzschlarpen, so dass wir beständig froren und besonders in der Nacht unter der Kälte stark litten. Kein Sonnenstrahl drang in unsere Zelle, um Geist und Körper zu erwärmen und zu stärken.

Von verschiedenen Seiten und aus zuverlässigem Mund erfuhr ich, dass in den drei Mordnächten vom 6. bis 8. September 1945 320 Gefangene hingerichtet worden waren. In der Freistunde, die nun täglich wieder auf fünfzehn Minuten festgelegt wurde, konnten wir sehen, wer alles fehlte. Gleichzeitig stellten wir aber fest, dass eine grosse Zahl neuer Gefangener täglich eingeliefert wurde. Die Zeit von der Einlieferung bis zur Hinrichtung war nunmehr sehr kurz. Sie dauerte jetzt meistens nur noch Tage, oft auch nur Stunden. Früher wurde während der Freistunde mit grösster Strenge eine vorgeschriebene Ordnung aufrechterhalten; nach dem Bombardement aber war alles nur noch ein Provisorium. Durch die täglichen Masseneinlieferungen seit dem Machtantritt Himmlers waren die Zellen überfüllt. Es gab dadurch im Gefängnishof während der Freistunde auch vermehrte Gelegenheit, von der Aussenwelt Nachrichten zu erhalten. Die frühern Einvernahmen und Schriftstücke wurden vor der Exekution nicht mehr vorgenommen und

angefertigt. Die Hinrichtungen fanden jetzt am laufenden Bande statt, ohne jegliche Formalität und ohne von den Hinzurichtenden noch irgendwelche Niederschrift ihres Lebens zu verlangen. Mein bisheriges Amt als Dolmetscher war damit zu Ende. Unter den neu Eingelieferten kamen viele ganz junge Leute, die noch kaum das Mannesalter erreicht hatten, aber auch eine grosse Zahl sechzig- bis siebzigjähriger Greise. Sie alle wurden bald nach ihrer Einlieferung umgebracht.

Vor dem Bombardement vom 4. September konnte täglich mit etwa vierzig Hinrichtungen gerechnet werden. Nachdem Himmler sein Amt angetreten hatte, wurde diese Zahl pro Tag verdoppelt, so dass täglich ungefähr achtzig Menschen zum Schafott geführt wurden. Jede Nacht erwartete uns der Tod. Fast täglich gab es neue Luftangriffe, und wir hörten in unserer Nähe sehr oft Brandbomben niedergehen. Hatten wir einmal eine Nacht vor dem Henker und den Luftangriffen Ruhe, so galt es, in der Zelle den Kampf gegen die Ratten aufzunehmen. Während der drei Wochen unseres Aufenthaltes in diesen Zellen nahm die Rattenplage ein solches Ausmass an, dass wir selbst während des Schlafes von diesen Tieren angegriffen wurden. Da es in der Zelle kein Licht gab, war es nicht so leicht, sich dieser Nagetiere zu erwehren. Dazu hinderten uns auch die Handfesseln stark in der Bewegungsfreiheit.

Zellenwände und Boden wiesen viele Löcher und Risse auf, aus welchen beim Dunkelwerden ganze Rudel Ratten und Mäuse hervorkamen, in der Nähe des Klosetts gab es richtige Höhlen, die ihnen als Schlupfwinkel dienten. Durch das Bombardement waren die Ratten aus den

niedergebrannten Gebäuden vertrieben worden und suchten uns jetzt in Scharen auf. Mit unsern Handfesseln war es nachts nur möglich, sich auf den Rücken zu legen und in dieser Stellung zu schlafen. Waren wir eingeschlummert, so kamen die Ratten aus ihren Verstecken heraus, kletterten an der Pritsche hoch und liefen uns über Arme, Hände und Beine. Durch diese ekelhafte Berührung mit den Ratten wurden wir immer wieder geweckt, wenn uns endlich nach aufregenden Stunden der Todesangst der Schlaf übermannte. Es stand uns nur eine Waffe zur Verfügung, das war Aufstehen, das trieb die lästigen Ratten zurück. Da wir während der Nacht auch die Holzlatschen in den Gang hinausstellen mussten, verfügten wir über keinen einzigen Gegenstand in der Zelle, womit die Tiere bekämpft werden konnten. Die Ratten schienen unsere Schwäche genau zu kennen; denn sie liessen sich nur bis vor ihre Löcher zurücktreiben. Dort blieben sie, piffen laut und sprangen unsere nackten Füsse an. In der Dunkelheit konnten wir die Tiere meistens kaum sehen und deshalb auch nicht wirkungsvoll verfolgen. Es war ein scheussliches Gefühl, diesen Tieren fast wehrlos ausgeliefert zu sein. Das Morgengrauen wurde nach einer solchen Nacht von uns jeweils mit grosser Erleichterung begrüsst. Obwohl auch nicht angenehm, so war die Mäuseplage im Vergleich zur Rattenplage harmlos und erträglich.

Früher konnte ich vom Gefängnishof und vom Fenster meiner Zelle aus die grosse Brauerei und eine lange Häuserreihe der Nachbarschaft sehen. Das war gewissermassen ein Ausblick in die Welt ausserhalb des Gefäng-

nisses. Nach dem Bombardement befand sich dort nur noch ein wüster Trümmerhaufen.

Von einem Beamten wurde mir mitgeteilt, dass eine Unterbrechung der Exekutionen, infolge der Zerstörung des Schlachthauses und der Guillotine durch das Bombardement, nicht notwendig gewesen sei, da diese Hinrichtungsmaschinen in Deutschland serienweise hergestellt werden. In jeder grossen Stadt und in jedem grossen Gefängnis befinde sich eine solche Guillotine, und die Herbeischaffung einer Ersatzmaschine benötige nur wenige Stunden. Die Maschine sei zudem so einfach konstruiert, dass es zu ihrer Inbetriebnahme keinerlei besonderer Einrichtungen bedürfe. Die Guillotine kann in jedem Holzschopf aufgestellt werden. Es sei nur eine Wasserzuleitung notwendig, um durch Abspritzen das Blut nach den Hinrichtungen zu beseitigen.

Aus dem durch das Feuer vernichteten Gebäude wurden durch einen Wachtbeamten, der mir einen unschätzbaren Dienst erwies, meine Schriftstücke gerettet. In der neuen Unterkunft konnte ich jedoch nicht mehr schreiben, da man mir verweigerte, die Handfesseln für diesen Zweck auch nur für einige Minuten abzunehmen.



Once again, weil so schön schaurig: Berlin-Plötzensee



## *Die letzte Leidenstation*

Freitagnachmittag, den 24. September 1943, besuchte mich ein Beamter. Dieser teilte mir mit, ich würde wahrscheinlich noch heute fortgebracht und komme nach Brandenburg in das Zuchthaus Görden. Gleichzeitig sagte er mir, Görden sei das modernste Gefängnis Europas. Er machte mich auch darauf aufmerksam, dass aus dem Gefängnis Berlin-Plötzensee alle jene Gefangenen weggeschafft würden, die nicht sofort hingerichtet werden können. Durch die grossen täglichen Eingänge von neuen Gefangenen sei ein starker Platzmangel eingetreten. Der Aufenthalt könne deshalb hier nur noch kurzfristig sein, und es würden jetzt die Hinrichtungen beschleunigt. Mit mir zusammen sollten noch einige andere Leidensgefährten mitkommen, die Aussicht hatten, vom Führer begnadigt zu werden.

War das nun die Erlösung oder der Weg zu einer neuen Hölle? Ich war misstrauisch geworden und glaubte nicht mehr alles, was gesagt wurde. Wenn ein deutscher Beamter vom modernsten Gefängnis Europas sprach, so konnte damit auch das modernste Menschenschlachthaus gemeint sein. Soviel ich wusste, befand sich das Zuchthaus Görden auf dem Lande, ungefähr fünf Kilometer von Brandenburg entfernt. Ich vermutete und hoffte gleichzeitig auch,

dass dort die Gefahr von Fliegerangriffen kleiner war als in Berlin-Plötzensee.

Noch am gleichen Nachmittag erhielt ich den Besuch eines Theologen, der mir mit grosser Liebe Mut und Zuversicht einflösste. Er meinte, im modernen Zuchthaus Brandenburg-Görden könne es sicher nicht schlimmer bestellt sein als hier. Vielleicht komme ich an einen Ort, wo es keine Todeskandidaten und kein Fallbeil mehr gebe. Die Hoffnung auf ein Entrinnen aus dieser Hölle stärkte mich und verlieh mir neue Kräfte.

Gegen Abend gab es starken Lärm. Einige Namen wurden aufgerufen. Eisentüren wurden aufgerissen und zugeschlagen. Nun hörte ich auch meinen Namen rufen. Im selben Moment öffnete man meine Zellentüre. Ich konnte in den Gang hinaustreten. Dort gab es Kontrolle, und jeder Einzelne wurde nochmals aufgerufen. Dann führte man uns in den Gefängnishof, wo wir in einer Reihe antreten mussten. Rings um uns befand sich eine ganze Schar schwer bewaffneter Wachtbeamten mit schussbereiten Karabinern.

Die Fesseln wurden uns abgenommen. Dann fesselte man immer fünf Gefangene an den Handgelenken aneinander. Zur Linken und zur Rechten stand je ein Wachtbeamter mit dem schussbereiten Karabiner im Arm. Darauf hiess es:

«Vorwärts, marsch!»

Wir marschierten an Trümmern und Schutthaufen vorbei in den äussern Gefängnishof. Dort standen zwei Lastwagen bereit, der eine davon mit Anhänger. Wir wurden verladen, indem immer die fünf Aneinandergefesselten nacheinander hinaufstiegen und am Schlusse die bewaff-

nete Wache nachkam. Die drei Wagen waren bald beladen und abfahrtsbereit, worauf wir die Gefängnisstadt Berlin-Plötzensee mit ihren Ruinen nach wenigen Minuten schon verliessen.

Nach kaum halbstündiger Fahrt durch die Strassen Berlins hielten die Lastwagen in einer Seitenstrasse zwischen Haus Vaterland und Potsdamer Bahnhof. Rasch wurde die Strasse abgesperrt; denn ein grösserer Menschenauflauf bildete sich sofort, da es halb sieben Uhr abends war und viele von Berlin nach auswärts zurückkehrende Arbeiter vom Potsdamer Bahnhof aus nach Hause fuhren. Nachdem die Lastwagen entladen waren, setzte sich unsere Kolonne in Marsch, um unter Begleitung der grossen Wachteskorte zum Schnellzug nach Brandenburg-Magdeburg geführt zu werden. Der vorderste Wagen des Zuges war für uns reserviert. Im Bahnhof bildeten sich grössere Menschengruppen, die Leute zeigten mit Fingern auf uns.. Tatsächlich sahen wir zweiundsiebzig Gefangene, gefesselt, in Lumpen gekleidet, ausgehungert und verschmutzt, wie richtige Verbrecher aus. Wir trugen weder Schuhe noch Socken, sondern nur die verwaschenen und geflickten Gefängnismonturen. Die grosse, schwer bewaffnete Wachtmannschaft bezeugte, dass wir gefährliche «Schwerverbrecher» waren. Diese Leute im Potsdamer Bahnhof haben offenbar in ihrem Innersten dem Führer gedankt, dass er sie vor uns Verbrechern schützte und rettete! Die nichtsdenkende Menschenmenge wusste nicht, dass sich unter uns Ärzte und Professoren von Welt-ruf befanden, Männer aus allen Staaten Europas, die in ihrer geistigen Bildung turmhoch über jenen standen, die



mit Fingern auf uns zeigten., und auch über jenen Schergen, die uns in die Gefängnislumpen gesteckt hatten.

Für uns zweiundsiebzig Gefangene war der Anblick eines Bahnhofes und einer Menschenmenge, die frei umhergehen konnte, ein Erlebnis. Wir schöpften neue Hoffnungen, nachdem uns das Ende schon so nahegestanden hatte. Unsere Gesellschaft setzte sich in der Hauptsache aus Deutschen, Tschechen und Österreichern sowie einigen Elsässern und Schweizern zusammen. Es waren hauptsächlich deutsche Gefangene, die noch auf irgendwelche Begnadigung und Errettung hoffen konnten. Froh und erwartungsvoll sassen wir im Zuge. Die goldene Freiheit war uns so nahe! Aus dem Wagenfenster sah ich den D-Zug mit Wagen aus Bordeaux und Paris und einem Schlafwagen von der spanischen Grenze einfahren. Liebes Frankreich, werde ich dich jemals wiedersehen!

Um sieben Uhr abends fuhr der Zug ab. Zuerst ging es durch Lichterfelde, das, wie wir sahen, unter dem letzten Bombardement ziemlich stark gelitten hatte. Gegen acht Uhr trafen wir in Brandenburg ein. Die Dämmerung senkte sich bereits herab. Unter Begleitung der Wachmannschaft mussten wir die Geleise überschreiten und auf dem Bahnhofplatz zwei Extrawagen der Strassenbahn besteigen. Wir wurden nochmals genau abgezählt, bevor sich die Strassenbahn in Bewegung setzte.

Etwa um neun Uhr abends kamen wir nach Görden. Unterdessen war die Nacht hereingebrochen; doch die Scheinwerfer des Gefängnisses richteten ihre Strahlenbündel auf die vor dem Gefängnisportal haltende Trambahn. In langsamem Schritt, immer bestrahlt von den Scheinwerfern, ging es dem Eingangstor des neuen Zucht-

hauses zu. Das Tor öffnete sich, um sofort wieder hinter uns geschlossen zu werden. Im Lichte der Scheinwerfer fand eine erneute Zählkontrolle statt. Die uns bis hierher begleitende Wachmannschaft aus Plötzensee wurde entlassen.

Wir waren bereits in den Händen und in der Gewalt der Zuchthausverwaltung Görden.

Jeder der vielen hohen Beamten, die um uns herumswirrten, war bemüht, sich mit uns zu beschäftigen. Ich war Zeuge, wie zwei dieser grossen Herren sich beföhden, weil jeder die Namen von uns zweiundsiebzig politischen Schwerverbrechern von der Liste aufrufen wollte. Sie bemühten sich jedenfalls gegenüber ihren Vorgesetzten, ihre Unentbehrlichkeit an den Tag zu legen und uns ihre Wichtigkeit zu zeigen. Wir wurden auf zwei Flügel verteilt, wo sich alles Einzelzellen befanden. Die Verteilung geschah nach dem Alphabet. Die Vorhalle des Zuchthauses, in dem man uns kontrollierte, war mit modernster Beleuchtung versehen und taghell erleuchtet. Es waren sogar Blumen in dieser Halle aufgestellt, was den Eindruck erweckte, als sei man bestrebt, den unglücklichen Insassen den Aufenthalt im Gefängnis etwas angenehmer zu gestalten. Doch sobald wir die Vorhalle verlassen hatten, bekamen wir einen wesentlich andern Begriff von diesem modernsten Zuchthaus Europas. Alle Hoffnungen und Illusionen stürzten plötzlich zusammen. Zu essen gab es diesen Abend nichts mehr, obwohl wir von unserer Reise recht hungrig waren. Die Zellen waren richtige Kerker. Jede Zelle mass 1,40 Meter in der Breite, 2,50 Meter in der Länge und 2,20 Meter in der Höhe. An der Wand stand ein eisernes Bettgestell zum Auf-

klappen. Ferner war ein Sitzbock und ein kleines Proviantkästchen vorhanden. Für die Verrichtung der menschlichen Notdurft gab es einen kleinen Nachttopf, wie man solche sonst nur für ganz kleine, sechs Monate alte Kinder verwendet. Das vergitterte Fenster war ebenfalls sehr klein.

Hier waren wir Tag und Nacht in Fesseln. Zu arbeiten gab es nichts mehr. Nur morgens und abends zum An- und Ausziehen sowie zum Leeren des Topfes wurden wir für einige Minuten entfesselt. Das Essen war ein bisschen reichlicher als in Berlin-Plötzensee, doch alles ohne Fett gekocht und für einen erwachsenen Menschen kaum ausreichend, um ihn auf den Füßen zu halten.

Mit dem beginnenden Herbst und der eintretenden Kälte konnte man nach langem Bitten im Monat Oktober Socken und eine etwas festere Jacke bekommen. Doch Schuhe gab es keine, auch keine Holzschuhe, nur offene Pappelatschen. Die Sonne konnte ich von meiner Zelle aus, die auf der Nordseite lag, überhaupt nicht mehr sehen. Zudem befand sich mein Kerker im Parterre. Wie sehnte ich mich hier täglich nach den fünfzehn Minuten Freistunde im Gefängnis, um meinen abgemagerten Körper wieder in Bewegung zu bringen!

Jeden Tag langten neue Todeskandidaten an. Es waren durchwegs ältere Leute im Alter von vierzig bis sechzig Jahren, die wegen Defaitismus zum Tode verurteilt worden waren. Jetzt überwogen die Reichsdeutschen unter diesen Todeskandidaten. Ein älterer Herr aus Berlin, von Beruf Kaufmann, erzählte mir, er habe am Biertisch zu einem seiner Kollegen seine Meinung geäußert, es wäre besser, den Kampf an den Fronten einzustellen, um für Deutsch-

land noch zu retten, was zu retten sei, da der Krieg doch nicht mehr gewonnen werden könne. Einer seiner Bier-tischkollegen denunzierte ihn. Acht Tage später war er bereits zum Tode verurteilt. Dieser Ärmste glaubte immer noch, er befinde sich in einem Rechtsstaat; denn er war davon überzeugt, sein nationalsozialistischer Rechtsanwalt würde ihn ganz sicher noch freibekommen. Es war eine Illusion. Der Mann musste jenen schweren Weg gehen, den so viele Tausende vor ihm und nach ihm gegangen sind.

Mit Schrecken gewahrte ich während der Freistunde, wie jeden Tag mehr der Gefährten aus Berlin-Plötzensee verschwanden. Ich und auch andere Gefangene waren beunruhigt und konnten uns dieses Verschwinden zuerst nicht erklären. Aber bald offenbarte man mir die furchtbare Wahrheit. Ein Beamter, welcher meinem Heimatland wohl gesinnt war und dieses gut kannte, gab mir einige Aufschlüsse. Hier im Zuchthaus Görden befand sich ebenfalls eine Hinrichtungsmaschine, und es wurden damit täglich vierzig bis fünfzig Menschen hingerichtet. Die Maschine war den ganzen Tag über in Betrieb, und die Leute wurden hier zu jeder Tageszeit enthauptet. Die meisten, die in dieses Zuchthaus eingeliefert wurden, waren nur noch wenige Tage am Leben. Meine Mitgefährten aus Berlin-Plötzensee, die geglaubt hatten, gerettet und dem Tod entronnen zu sein, wurden in der Zeit von zwei bis drei Wochen fast restlos zur Hinrichtungsmaschine geführt und enthauptet. Es blieben von ihnen nur so wenige übrig, dass man diese an den Fingern einer Hand aufzählen konnte.

Die Exekution dieser Menschenmassen erfolgte auch hier

schlachthausmässig, wie in einem Grossbetrieb. Der Todeskandidat wird vollständig nackt, die Hände auf den Rücken gefesselt und ohne ihm die Augen zu verbinden, zur Hinrichtungsmaschine geführt. Diese besteht aus einer grossen Metallscheibe, ähnlich einer Türe. In der Mitte ist eine viereckige Öffnung. Die untere Kante dieser Öffnung ist mit einem Messer versehen, das auf beliebige Höhe verstellt werden kann. Die Opfer werden an den Schultern von den zwei Henkersknechten gepackt und mit dem Kopf in die Öffnung hineingedrückt. Der Henker betätigt einen Knopf, und schon saust das Fallbeil herunter. Die auf dem Rücken des Getöteten verschraubten Handfesseln werden dann gelöst, und ohne die Guillotine vom Blute zu reinigen, wird das nächste Opfer herbeigeführt.

Bis dahin war ich im Glauben gewesen, die vielen enthaupteten Menschen würden kremiert, doch stimmte diese Meinung nicht. Die Leichen wurden in Kisten verpackt und täglich durch Lastwagen in die Anatomie nach Berlin überführt. Alles Verwendbare an Gebeinen und Zähnen wurde dort in der Anatomie aus den Leichen genommen und der Verwertung zugeführt. Aus den Resten der menschlichen Kadaver fabriziert man Kunstdünger.

Die Wahrheit über diese Vorgänge ist lange Zeit verheimlicht worden; denn keiner der Enthaupteten kann mehr sprechen. Die oben wiedergegebene Schilderung erhielt ich aber von einem Henkersknecht selbst, und ich besitze dessen genauen Namen und seine Adresse. Übrigens wussten auch die andern Gefangenen mehr oder weniger von diesen Vorgängen, da es immer wieder vorkam, dass die Henkersknechte mit ihren Untaten prahlten

und sich damit wichtig machten. Wenn einmal der Krieg vorbei sein wird, dann erst wird die Menschheit die ganze furchtbare Wahrheit von dem erfahren, was sich in Deutschland während der Herrschaft des Nationalsozialismus zugetragen hat. Es ist mir oft unerklärlich, wie in meinem freien Heimatland heute noch so wenig Menschen Anteil an diesem entsetzlichen Geschehen rings um uns nehmen. Das Ausrotten tausender Menschen und ganzer Völkerschaften kann uns, darf uns als zivilisiertes Volk nicht gleichgültig lassen! Auch wir haben die Pflicht, dazu beizutragen, damit sich nie wieder in der Geschichte der Menschheit derartiges Menschenmorden wiederholen kann. Auch ich habe nicht immer alles geglaubt, was aus Deutschland und den von ihm besetzten Ländern an Greuelthaten gemeldet worden ist. Aber ich habe nun in schwerer Leidenszeit Dinge erlebt und gesehen, die mich veranlassen, auszurufen:

«Es ist gar nicht möglich, alles zu sagen und alles zu beschreiben, was an Verbrechen gegenüber der Menschheit in den letzten Jahren von eingebildeten, grausamen Gewaltmenschen verübt wurde!»

Mögen sich alle Unzufriedenen daran erinnern, dass eines jeden Menschen Reichtum nur in der Freiheit liegt, deren Besitz selbst Armut noch zu Reichtum stempelt. Diese Wahrheit haben Millionen unter der Willkür nationalsozialistischer Gewaltmethoden leidender Menschen als lebenswichtigen Grundstein erkennen müssen.

Auch meine Hoffnung, hier in diesem Zuchthaus auf dem Lande vor Fliegerangriffen geschützt zu sein, wurde bald genug vernichtet. Das Zuchthaus lag mitten zwischen zwei Flugplätzen. Von diesen steigen die Jagdflugzeuge

auf, die bei einem Angriff Berlin zu verteidigen haben. In der Nähe, an der Havel, befinden sich grosse Kiefernhorste, wo immer starker Bodennebel entsteht. Sehr oft, wenn die Jagdflugzeuge zurückkehren, können sie nicht mehr landen. Man erzählte mir, dass die Jssugzeugunfälle beim Landen, namentlich in der Nacht, bedeutend zahlreicher seien als die Verluste in der Luft infolge von Abschüssen. Viele dieser Jagdflugzeuge landen auf den Kiefernwäldern und zerschellen dort. Einige sind auch schon auf das Zuchthaus Görden abgestürzt. Vereinzelt wurden hier auch Bomben abgeworfen. Der riesige Zuchthausbetrieb mit seiner grossen Schornsteinanlage kann sehr wohl von der Luft aus als eine Fabrik angesehen werden.

Der Reichsminister der Justiz

Berlin W 8, den 27. Oktober 1943  
Wilhelmstraße 65  
Fernsprecher: 11 00 11, answärts 11 65 16

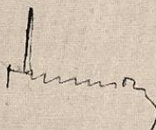
*No 30*  
IV n 3 / 43

Es wird gebeten, dieses Geschäftsreiben und den  
Gegenstand bei weiteren Schritten anzugeben

Die Vollstreckung der gegen Sie durch Urteil des  
Volksgerichtshofs vom 21. Juli 1942 erkannten Todesstrafe  
habe ich ausgesetzt. Sie erhalten die Erlaubnis, sich in  
die Schweiz zu begeben. Ich weise Sie jedoch darauf hin,  
daß die gegen Sie erkannte Strafe vollstreckt werden kann,  
wenn Sie im deutschen Hoheitsbereich betroffen werden.

In Auftrag

Herrn  
Paul Gottfried Stämpfli





## *Der Weg in die Freiheit*

Am 15. Oktober wurde ich endlich von den Fesseln befreit. Fünf Tage später, an meinem Geburtstag, traf die Nachricht von meiner Befreiung ein.

Mittags um halb ein Uhr wurde meine Zellentüre geöffnet. Ich erschrak, denn aus den Erfahrungen von Berlin-Plötzensee wusste ich, dass um diese Zeit jeweils die Todesopfer herausgeholt werden. Meine starren, entsetzten Blicke hingen am Munde des Wachtbeamten. Doch hiess es nicht, den Gang zum Schafott anzutreten. Man führte mich zum Oberregierungsrat. Dieser teilte mir mit, ich hätte mich sofort bereitzuhalten, da meine Heimkehr in die Schweiz unmittelbar bevorstehe. Ich solle alles vorbereiten, da die Abreise vielleicht schon in wenigen Stunden erfolgen könne. Diese Nachricht war derart überwältigend und erschütternd für mich, dass der seelische Zusammenbruch mich für Stunden die Tragweite dieser Botschaft nicht erfassen liess.

Am folgenden Morgen konnte ich während der Freistunde einem mir lieben Tschechen, dem einzig mir bekannten Überlebenden aus Plötzensee, die freudige Nachricht von meiner bevorstehenden Befreiung und Heimkehr mitteilen. Mit verhaltenem Weh und tränenerfüllten Augen flüsterte er mir zu:

«Du bist der glücklichste Mensch auf Erden!»

Am 22. Oktober früh morgens wurde ich rasiert und aus der Zelle geholt. Nur ganz kurz konnte ich noch von den beiden herumstehenden Kalfaktoren Abschied nehmen. Sie starrten mich mit offenem Munde an 5 denn es war ein aussergewöhnliches Ereignis, dass ein zum Tode Verurteilter dieses Gefängnis verlassen und in die Freiheit zurückkehren konnte. Man gab mir meine Zivill Kleider wieder zurück. Sie waren beschädigt und angebrannt. Doch das konnte mich wenig kümmern in diesem Moment. Ich sollte das höchste Gut, die Freiheit, wieder erhalten; ich durfte vom Totenhaus zurückkehren ins neue Leben!

In einer Abgangszelle musste ich bis zum späten Nachmittag warten. Doch dieses Warten war nicht mehr schlimm; denn ich hatte meinen Reisekoffer bei mir und wusste, dass es der Schweizer Grenze entgegen ging. Kurz nach 17 Uhr wurde die Zellentüre geöffnet und mir ein in Papier eingewickeltes Stück Brot mit etwas Wurst ausgehändigt – der Reiseproviant für zwei Tage. Der mich begleitende Beamte zeigte mir eine Kette zum Fesseln sowie die Pistole und erklärte mir:

«Passen Sie auf, bei einem allfälligen Fluchtversuch werden Sie sofort niedergeschossen!»

Dieser Beamte war in Zivil und trug ein Schreiben des Justizministeriums auf sich, worin bescheinigt stand, er habe mich, einen zum Tode Verurteilten, zu begleiten, und die Reichsbahn müsse zu diesem Zweck ein Abteil reservieren.

Als ich in Begleitung des Beamten das Gefängnis verliess, war es halb sechs Uhr. Es war ein prächtiger Herbstabend, die Sonne stand tief im Westen und warf ihre letzten

Strahlen auf die Wiesen, Felder und Wälder. Wir fuhren mit der Strassenbahn nach Brandenburg und von dort mit dem Schnellzug nach Berlin.

Gegen sieben Uhr kam unser Zug im Potsdamer Bahnhof in Berlin an. Obwohl ich in polizeilicher Begleitung war, fühlte ich mich zum erstenmal wieder nach langer, langer Zeit in Freiheit. Ich konnte mich wieder unter Menschen bewegen, die frei herumgingen und nicht ständig vom Tode bedroht waren.

Vom Potsdamer ging es zu Fuss nach dem Anhalter Bahnhof. Auf diesem Gang durch das Zentrum von Berlin waren zu jener Zeit noch keine Bombenschäden zu sehen. Wie immer um diese Stunde herrschte ein reger Verkehr. Im Anhalter Bahnhof mussten wir bis zur Abfahrt des Zuges um 21 Uhr warten. Der Beamte ging mit mir in das Bahnhofbuffet, wo ich zum erstenmal wieder Bier trinken durfte. Da mein Begleiter damit rechnete, dass der Zug überfüllt sein werde, begab er sich mit mir schon eine Stunde vor Abfahrt auf den Perron. Doch der ganze Zug war schon mit Menschen überfüllt, und es gab keinen einzigen freien Platz mehr. Damals schon konnte in Deutschland nur noch reisen, wer dafür einen triftigen Grund und einen amtlichen Ausweis besass. Der Beamte begab sich mit dem Begleitschreiben des Justizministeriums zum Zugmeister und zum diensttuenden Perronbeamten. Er verlangte, dass sofort ein Abteil geräumt werde, da die Reisenden nicht freiwillig ihre Plätze verlassen wollten. Begreiflicherweise sah mich das Bahnpersonal bei Einsichtnahme des Begleitschreibens, worin zu lesen stand: «Der zum Tode Verurteilte ...», mit grossen Augen an. Sofort ging man daran, ein Abteil freizu-

machen, worauf ich mich mit meinem Begleiter in den Zug setzen und die Abfahrt abwarten konnte.

Bei der Ausfahrt aus Berlin fiel mir die starke Zerstörung von Lichterfelde durch Fliegerangriffe auf. Links und rechts der Bahngleise lagen die Häuserreihen in Trümmern, doch sah man, wie in Häusern, denen das Dach fehlte und die obere Stockwerke zerstört waren, noch Menschen hausten. Später kam zu uns ein deutscher Eisenbahnbeamter aus Polen ins Abteil. Er erzählte, wie gefährlich die Arbeit eines Eisenbahnangestellten im Generalgouvernement sei. Ständig erfolgten durch die Partisanen aus dem Hinterhalt Überfälle auf die Bahnanlagen und oft gerade dort, wo es am wenigsten vermutet wurde. Der Eisenbahner wies auf die gute Bewaffnung und militärisch kluge Führung der Partisanen hin. Am nächsten Morgen, an einem Samstag, bei herrlichem Spätherbstwetter, trafen wir in München ein. Wiederum ging der Beamte mit mir in das Bahnhofbuffet, wo es Bier gab. Zu essen erhielt ich leider nichts; ich hatte mit dem Vorlieb zu nehmen, was mir im Gefängnis mitgegeben worden war. Von München fuhren wir durch das Tirol nach Innsbruck und dann über den Arlberg nach Feldkirch. Abends lieferte mich der Beamte dort im Amtsgefängnis ab. Da die Essenszeit schon vorbei war, gab es an diesem Abend für mich nichts mehr zu essen. Nachdem ich beinahe wie ein freier Mensch bis nahe an die Schweizer Landesgrenze gereist war, erfasste mich erneut Niedergeschlagenheit, nochmals, wenn auch nur für Tage, wieder in einer Zelle mit Eisentüre und Gittern vor den Fenstern Aufenthalt nehmen zu müssen.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, erhielt ich zum ersten-

mal wieder seit vielen, vielen Monaten zwei kleine Stückchen Fleisch. Ich traf hier in einer grossen Zelle mit andern Landsleuten zusammen, die ebenfalls mit mir an die Grenze zur Heimkehr gebracht werden sollten. Es gab natürlich viel zu erzählen, doch die Zeit bis zur Abreise nach unserer Heimat verging nur langsam; fünf lange Tage dauerte unser Aufenthalt. Das Essen war hier bedeutend besser als in den andern Gefängnissen. Der Gefängnisvorsteher war ein anständiger und gemüthlicher Wiener. Wir erfuhren, dass ein Monat vor unserer Ankunft auch **Feldkirch** bombardiert worden sei und es dreihundert Todesopfer gegeben habe.

Am Donnerstagnachmittag wurden wir aus dem Amtsgefängnis durch drei Gestapo-Beamte herausgeholt. Der eine in Uniform, zwei in Zivil, begleiteten sie uns im Zuge von Feldkirch nach Bregenz. Hier machten wir im Eisenbahnabteil noch eine interessante Beobachtung. In der Nähe von uns sass ein Bauersmann in grobem Kittel, schweren Schuhen, wie solche hier in der Gegend getragen werden. Plötzlich fing er mit den drei Gestapo-Beamten zu flüstern an und erzählte von seiner heutigen Tour. So erfuhren wir, dass auch dieser als Bauer verkleidete Mann ein Gestapo-Agent war, der ständig in den Zügen herumfuhr, die Leute aushorchte und denunzierte.

In Bregenz empfing uns der Schweizer Konsul von Lindau. In seiner Begleitung befanden sich eine Schweizer Lehrerin aus Prag, eine zweiundsechzig jährige Schweizer Dame von Pontarlier und ein Schweizer Bürger aus Lyon. Auch diese drei Personen sollten zusammen mit uns in unsere Heimat zurückkehren.

Von Bregenz fuhren wir immer noch in Begleitung der

Gestapo nach Lustenau, wo eine letzte Revision stattfand. Dort stellte man einen Wagen und eine Lokomotive zusammen, und endlich ging es über den Rhein. Schon wollten wir alle rufen: «Vive la Suisse!», doch immer noch war die Gestapo bei uns. Sie begleitete uns bis in den schweizerischen Grenzort [St. Margrethen](#). Dort aber, wo wir endlich wieder auf festem Schweizerboden standen, schrien wir wie Kinder: «Vive la Suisse!», und von weitem konnte man aus unsern Gesichtern die Freude und Begeisterung sehen, der Gefangenschaft und dem Tod in Deutschland entronnen zu sein. Freunde und Bekannte, die zu unserm Empfang herbeigeeilt waren, feierten mit uns bis in den frühen Morgen hinein unsere Befreiung; denn auch für diese war es ein Ereignis, zum Tode verurteilte Landsleute wieder in Freiheit zu sehen.

Während den sechzehn Monaten, da ich als Todeskandidat, an den Händen gefesselt, in den Gefängnissen sass, sind weit über sechstausend Männer fast aller Nationen Europas an mir vorbei den Weg zum Fallbeil gegangen. Was ich dort gesehen und erlebt habe, wird bis zu meinem Tod in mir weiterleben. Heute bin ich wieder in meiner lieben Schweizerheimat, wo in ihren Städten und in ihren Tälern die Freiheit lebt. Nicht alle Menschen wissen diese Freiheit genügend zu würdigen und zu schätzen. Ich aber weiss heute, was diese Freiheit für jeden einzelnen Menschen in Wirklichkeit bedeutet. Mein ganzes Leben werde ich meinem Heimatland danken dafür, dass es mich vor dem schrecklichsten Schicksal gerettet hat und ich nicht jenen Weg gehen musste, den so viele Tausende vor mir und nach mir in Deutschland gegangen sind.

*Recht und Pflicht  
Wanken ewig nicht!  
Wo das Recht den Vorsitz führet,  
Ruht auf ihm so fest der Staat;  
Wo die Pflicht den Sinn regieret,  
Folget Segen jeder Tat.  
Fromm und frei, Gott getreu,  
Ruh' in seiner Hand, teures, freies Vaterland!*

*(Frei nach H. Krüsi)*

## Inhalt

	Seite
Vorwort .....	5
Meine Verhaftung in Berlin .....	7
Im Kreuzverhör der Gestapo .....	13
Untersuchungsgefangener, angeschuldigt des «Landesverrates» .....	23
Mein Verteidiger bringt Bonbons .....	33
Vor dem Volksgerichtshof .....	41
Im Totenhaus .....	57
Pfändung für die Hinrichtungskosten .....	67
Meine Leidenskameraden sterben durch das Fallbeil ...	75
«Der Scharfrichter wird bald seines Amtes walten!» .	79
Tschechische Patrioten werden hingerichtet .....	87
Totalmobilmachung im Zuchthaus .....	97
Junge Franzosen fallen dem Henker zum Opfer ...	105
Schwerer Fliegerangriff auf Berlin-Plötzensee .....	113
Himmler tritt sein Amt an .....	125
Die letzte Leidensstation .....	135
Der Weg in die Freiheit .....	145